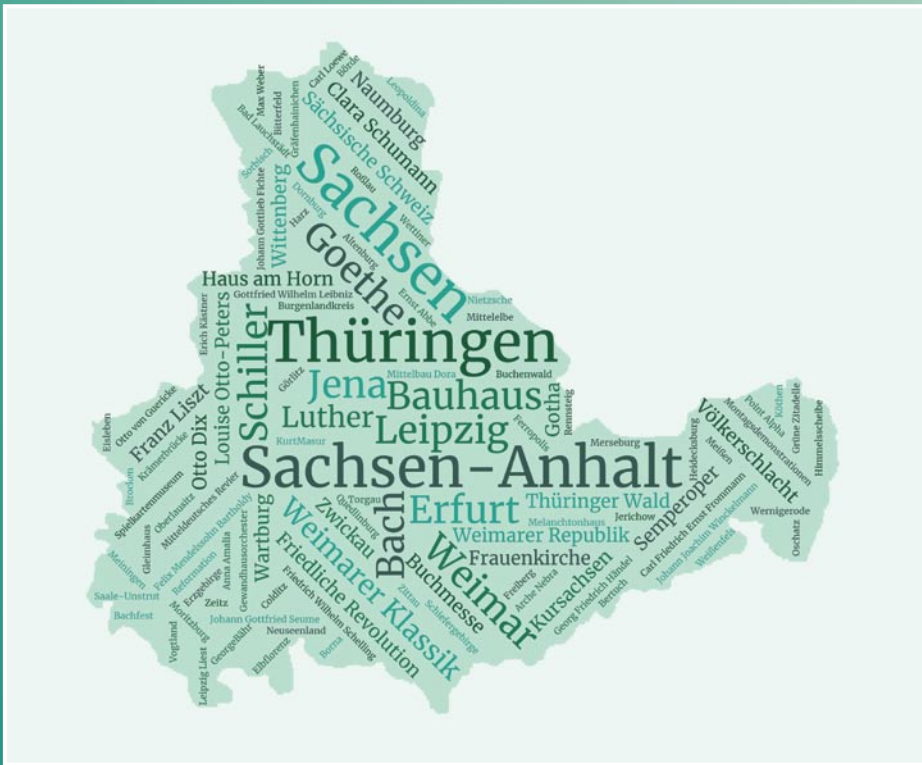


Mitteldeutsches Magazin

für Kultur und Zeitgeschichte



Ausgabe 1 (2021)

Wir danken insbesondere

unseren Förderinnen und Förderern bei „Kickstarter“, die mit einem großzügigen Beitrag diese Print-Ausgabe ermöglicht haben:

- > Carolin Altmann
- > Peter Krümmel
- > Michaela M. Meißner
- > Ilze Poļakova
- > Werner Schmidt
- > Wiebke Winter

Weitere Förderinnen und Förderer sind auf unserer Internetseite www.mitteldeutsches-magazin.de aufgeführt.

Bleiben Sie auf dem Laufenden über unser Magazin für Mitteldeutschland – folgen Sie uns auf Twitter:

@MdMagazin

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

was Sie gerade in den Händen halten, ist ein Wagnis, ein Versuch – und eine Einladung. Die druckgewordene Überzeugung, dass Mitteldeutschland ein überregionales Periodikum braucht, das sich seiner vielschichtigen Kultur und Geschichte (und längst nicht bloß diesen) widmet.

Die Ressortstruktur unserer Zeitschrift orientiert sich bewusst nicht an Ländergrenzen, um dem überregionalen Charakter der Themensetzung gerecht zu werden. Zu Beginn der Ausgabe steht jeweils ein Essay zu länderübergreifenden Themen – in dieser ersten Ausgabe legen wir unsere Idee von Mitteldeutschland und eines für diese Region bestimmten, (neuen) Printmediums ausführlicher dar.

Im Themengebiet **Regional- & Zeitgeschichte** unternimmt unter anderem Prof. Dr. habil. Andreas Berkner, Honorarprofessor am Institut für Geographie der Universität Leipzig, eine Spurensuche zu den Orten, die dem Braunkohlenbergbau in Mitteldeutschland weichen mussten. Den 200. Todestag Napoleons nimmt Dr. Reinhard Münch vom Verband Jahrfeyer Völkerschlacht b. Leipzig 1813 e.V. zum Anlass, die Einflüsse Bonapartes in der Region zu rekonstruieren.

Unser Ressort **Kultur & Kritik** behandelt diesmal unter anderem die lebendige mitteldeutsche Kurzfilmszene und lässt Akteur*innen erzählen, wie sie Kurzfilmkultur in der Pandemie-Zeit lebendig gehalten haben. In unserer Rubrik „Archivalie der Ausgabe“ freuen wir uns über einen Beitrag der Klassik Stiftung Weimar, in dem eine Rarität aus dem Bestand der Herzogin Anna Amalia Bibliothek vorgestellt wird.

Unserem Selbstverständnis nach stellt das Kommunizieren wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Breite der Gesellschaft hinein eine der wichtigsten Aufgaben des Journalismus dar. Dies findet seinen Niederschlag im Ressort **Innovation & Forschung**. Wir fragen unter anderem, wie das mit dem Thüringer Forschungspreis prämierte Verbundprojekt nutriCARD seine Erkenntnisse zu gesünderer Ernährung auf die Teller der Verbraucher bringt. Ein weiterer Beitrag zeigt, wie im Universitätsbund Halle-Jena-Leipzig innovative Gründungsvorhaben gefördert werden.

Dieser kleine Ausblick in unsere erste Ausgabe ist freilich nur ein Bruchteil der Themenvielfalt, die ein **Mitteldeutsches Magazin für Kultur und Zeitgeschichte** zukünftig abzubilden im Stande wäre: Mehr als 50 Artikelideen gab es allein für dieses Heft. Zahlreiche von uns angesprochene Gastautor*innen und potenzielle Kooperationspartner*innen haben die Idee einer Zeitschrift für Mitteldeutschland mit regem Interesse und großer Zustimmung aufgenommen. Dieser Zuspruch ist uns Ansporn und wir freuen uns auf Kooperationen. Nehmen Sie gern Kontakt mit uns auf. Wir danken allen Gastautor*innen sowie all denjenigen, die den Druck dieser Ausgabe durch Unterstützung unserer „Kickstarter“-Kampagne erst ermöglicht haben. Unser Dank gilt auch Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, für Ihr Vertrauen.

Wir laden Sie herzlich ein, mit uns Mitteldeutschland zu erlesen.

I N H A L T

Editorial 3

Kultur & Kritik

**Essay:
Ein Magazin aus Mitteldeutschland** 6

Ein Leipzig-Roman für das
21. Jahrhundert 27
Australische Literatur in Neuübersetzung

Regional- & Zeitgeschichte

Der Gang ins Kino 30
*Weimarer Orchestermusik für einen
Stummfilm-Klassiker*

Ein „sozialistisches St. Moritz“?
Ulbrichts Erbe im Wintersportort Oberhof 11

Kurze Unterbrechung?
*Mitteldeutschlands Kurzfilmszene und
die Pandemie* 36

Dunkle Geschichte erinnern:
NS-Zwangsarbeit in Espenhain 14
Demokratische Erinnerungsarbeit vor Ort

Design-Nachwuchs mit Anspruch 40
*Arbeiten der Burg Giebichenstein
Kunsthochschule Halle*

Napoleon und Mitteldeutschland 18
Eine Rekonstruktion zum 200. Todestag

Fürstliche Falkenkunde 43
Die Archivalie der Ausgabe

Bergbaubedingte Umsiedlungen in
Mitteldeutschland 22
Spurensuche zu den „verlorenen Orten“

Kurz notiert 44

Kurz notiert 25

Innovation & Forschung

Zukunftsfragen interdisziplinär beantworten <i>Kunst trifft Forschung im Schaufler Lab@TU Dresden</i>	47
Aus Mitteleuropa in die Welt <i>Förderung für innovative Gründungs- vorhaben</i>	50
Mitteleuropa unter dem Mikroskop <i>Die Kolumne von Dr. Pavel Ivanov</i>	52
Gemeinsam forschen für eine gesunde Ernährung <i>Prämierte Wissenschaft im Uni-Verbund</i>	54
Wir Lebensweltbewohner <i>Gedanken zum Wirken Hans Blumenbergs</i>	58
Kurz notiert	60

Impressum & Bildnachweise

Mitteldeutsches Magazin für Kultur und
Zeitgeschichte

Ausgabe 1, 1. Jahrgang (2021)

E-Mail: redaktion@mitteldeutsches-magazin.de

Web: www.mitteldeutsches-magazin.de

Redaktion: Dr. Barbara Bushart, Frank Kaltoven
(V.i.S.d.P.), David Leuenberger

Satz & Layout: Frank Kaltoven

Lektorat: David Leuenberger

Druck/Herstellung: WirmachenDruck.de

gedruckte Auflage: 80 Exemplare

Zeichnungen: Cordelia Berschinski; Sophia
Fischer

Wir bedanken uns bei allen Gastautorinnen
und -autoren für ihre Beiträge in dieser Aus-
gabe:

Martin Baumert, Prof. Dr. habil. Andreas
Berkner, Valerie Daldrup, Matthias Hageböck,
Martin Haufe, Christian Hauke, Dr. Pavel Iva-
nov, Jo-Fabius Kossack, Dr. Reinhard Münch,
Martin Repohl, Richard Siedhoff, Dr. Claudia
Streim, Verena Zimmermann

Hinweis: Es ist jedem Autor/ jeder Autorin und
jedem Gesprächspartner/ jeder Gesprächs-
partnerin selbst überlassen, ob und inwiefern
er oder sie gegenderte Sprache nutzt oder
das generische Maskulinum verwendet. Alle
Formulierungen sollen ausdrücklich Personen
jeden Geschlechts gleichberechtigt anspre-
chen.

Bildnachweise | Copyrightvermerke:

Seite 12: Steffen Prösdorf (unter Lizenz CC BY-
SA 4.0) | Seite 16: Werner Winkler | Seite 23:
Prof. Dr. habil. Andreas Berkner | Seite 30-33:
Richard Siedhoff | Seite 36: cellu l'art-Festival
Jena e.V. | Seite 37 oben: Larissa Barth | Seite
37 unten: Fee Knoche | Seite 38 oben: Matthias
Ritzmann | Seite 38 unten: Jessen Mordhorst
| Seite 39: L. Reher/ Kurzsuechtig | Seite 41:
Verena Zimmermann | Seite 42: Jo-Fabius Kos-
sack | Seite 43: Klassik Stiftung Weimar | Seite
48 oben: André Wirsig | Seite 48 unten: Amber
Terranova | Seite 49 links: Anton Ginzburg | Sei-
te 49 rechts: Simon Vogel | Seite 53: Cordelia
Berschinski | Seite 58: Sophia Fischer

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte
Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine
Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte
Manuskripte finden leider keine Beachtung.
Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen
nicht der Meinung der Redaktion entsprechen.
Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge exter-
ner Autoren. Die Redaktion behält sich die Kür-
zung von Leserbriefen vor.

Essay

In dieser Ausgabe

... nutzen wir ausnahmsweise diesen eröffnenden Essay in eigener Sache, um unsere Idee von einem Magazin aus und für Mitteldeutschland näher darzulegen.

Unsere Vision: ein Magazin aus Mitteldeutschland

Vom Versuch, eine vielfältige Region zu erlesen, erschreiben, erklären – trotz oder gerade wegen ihrer problematischen und diffusen Bezeichnung.

vom Redaktionsteam des Mitteldeutschen Magazins

Wo liegt Mitteldeutschland?

Die Antwort auf diese Frage werden weder dieser Text, noch diese Ausgabe, noch das Mitteldeutsche Magazin abschließend geben können – oder auch wollen.

Mitteldeutschland setzt sich aus einer Vielzahl von Orten, Ereignissen, Personen, Institutionen zusammen und eine erste Annäherung über einzelne Nennungen kann zumindest einen Anhaltspunkt bieten. Mitteldeutschland – das sind Goethe und Schiller, Bach und Mendelssohn Bartholdy, die Weimarer Klassik und das Bauhaus; es umfasst international renommierte Volluniversitäten, Musikhochschulen, Technische Universitäten sowie zahlreiche weltweit bedeutsame Forschungseinrichtungen aus diversen Disziplinen. Mit Mitteldeutschland ebenso verbunden sind die Urburschenschaften, die Weimarer Republik, der Beginn der Montagsdemonstrationen. Die erste bedeutende Regierungsbeteiligung der NSDAP, das Konzentrations-

lager Buchenwald, große Wahlerfolge von rechtsextremistischen Parteien nach der Wiedervereinigung, rassistisch motivierte Gewalt und rechtsradikaler Terrorismus – auch das ist Mitteldeutschland.

Die Assoziationen sind so vielfältig wie der Begriff unscharf ist. Er wird in der geschichtswissenschaftlichen Forschung überaus kontrovers diskutiert. Zunächst im linguistischen und landschaftlich-geografischen Kontext gebraucht, durchlief die Bezeichnung mehrere politische Karrieren – nicht alle davon unproblematisch: Seit der deutschen Teilung wurde „Mitteldeutschland“ zu einem Schlagwort für Revanchisten, die es vor allem als Bezugspunkt für die ehemals (ost-)deutschen Gebiete jenseits der Oder-Neiße-Grenze nutzten.

Vor seiner geschichtsrevisionistischen Nutzung stand der politische Begriff „Mitteldeutschland“ vor allem im Zentrum verwaltungsrechtlicher Reformüberlegungen. Der Ort, der einst

zwischen den „großen“ Königreichen Preußen und Bayern sowie der Habsburgermonarchie lag, wurde zur Zeit der Weimarer Republik zum lebhaften Gegenstand von Regionsbildungskonzepten – Ideen, die auch nach 1989/90 wieder eine Konjunktur erlebten, ohne jedoch in eine Länderverwaltungsreform zu münden.

Dennoch: „Mitteldeutschland“ wird im Alltag von Hunderttausenden Menschen gelebt – besonders der 1991 gegründete Mitteldeutsche Rundfunk hat die Bezeichnung prominent im öffentlichen Bewusstsein platziert. In dieser Lesart fasst „mitteldeutsch“ als regionale Verortung die heutigen Länder Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt zusammen, und dies wird auch unsere Arbeitsgrundlage im Mitteldeutschen Magazin sein.

Wozu ein Mitteldeutsches Magazin?

Durch den MDR werden die drei Länder schon seit rund drei Jahrzehnten medial

repräsentiert, allerdings nur im Bereich Fernsehen und Radio. Im Printjournalismus fehlt eine solche überregionale Repräsentation. Hier setzt das Mitteldeutsche Magazin an und wird länderübergreifend und überregional Sichtbarkeit schaffen für die gleichzeitig geschichtsträchtige und innovative Kultur-, Wissenschafts- und Wirtschaftsregion, die Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt bilden.

Wir wollen an die zahlreichen Zusammengehörigkeiten anknüpfen, die alle drei Länder miteinander als „mitteldeutsch“ verbinden und einen Beitrag dazu leisten, Einrichtungen und Engagierte über die Ländergrenzen hinweg miteinander enger zu vernetzen. In unseren Beiträgen sollen Gemeinsamkeiten herausgestellt werden, die Akteure und Institutionen in Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt zusammenbringen. Keinesfalls geht es dabei um Gleichmacherei: Gemeinsamkeiten schließen eigene Identitäten, individuelle Akzente, einzigartige Ausdrucksformen nicht aus.

Wir begreifen dieses „Mitteldeutschland“ als lebendigen Entwurf, nicht als ein starres Konzept und möchten mit unserem Magazin die Idee einer regionalen Vernetzung aufgreifen, weiterentwickeln, aber auch ebenso hinterfragen, um-

gestalten, möglicherweise neu definieren – kurz: die eingangs gestellte Frage nach der Verortung Mitteldeutschlands in einem permanenten Work in Progress diskutieren. Was war Mitteldeutschland, was ist es, was kann und soll es sein – diese und ähnliche Fragen werden uns und unsere Gesprächspartner umtreiben. Um diese Themen mit Ihnen und möglichst vielen gesellschaftlichen Akteuren der Region zu diskutieren, bieten wir eine offene, überparteiliche und unabhängige Plattform – losgelöst von einzelnen regionalen Gremien, Gebietskörperschaften, Wirtschaftsverbänden oder politischen Vertretungen der Kreise, Städte und Länder, die Mitteldeutschland bilden. Als Printmagazin, das vier Mal im Jahr erscheinen wird, ersparen wir uns gern die Hektik einer Tageszeitung: Was wir an Tagesaktualität einbüßen, wird das Magazin an Besonnenheit, Gründlichkeit und Tiefgründigkeit gewinnen. Dafür stehen wir auch bewusst als gedruckte Zeitschrift; exklusive Beiträge auf unserer Internetseite sowie Aktivitäten auf sozialen Medien sollen den Grundideen des Magazins folgen und diese ergänzen.

Was erwartet unsere Leserinnen und Leser?

Geschichte, Kultur und Wissenschaft sind wiederkehrende Elemente, wenn

über Mitteldeutschland diskutiert wird und daher ist es nur folgerichtig, dass unsere Ressortstruktur sich an diesen drei Bereichen orientiert. Wir sind keine geschichtswissenschaftliche Fachzeitschrift, kein klassisches Kulturmagazin, kein Forschungsjournal, aber wir möchten die besten Elemente aus allen dreien zusammenbringen. Unsere Zeitschrift richtet sich an ein breites Publikum aus verschiedenen Bevölkerungs- und Altersgruppen. Gerade die Kommunikation zu Kultur- und Wissenschaftsthemen sollte verständlich und nachvollziehbar gestaltet werden.

In Interviews und Gastbeiträgen werden wir vielfältige Akteure aus Mitteldeutschland selbst zu Wort kommen lassen. Mit Reportagen und Portraits blicken wir tiefgründiger in die Geschichte und Kulturszene der Region. Nicht tagesaktuell, aber doch am Puls der Zeit werden wir Gedenktage und Jubiläen bei unserer Themenauswahl berücksichtigen. Ebenso orientieren wir uns natürlich an den zahlreichen Veranstaltungen, die in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen stattfinden, und werden diese durch Vorab- und Hintergrundberichterstattung begleiten: Sei es die Leipziger Buchmesse, das Weimarer Kunstfest, die Erfurter Herbstlese, das Jenaer Kurzfilmfestival *cellu l'art*,



die Hallenser Händel-Festspiele oder eine Vielzahl anderer kleiner und großer Kulturhighlights.

Wir werden außerdem wiederkehrende Schwerpunkte setzen, indem wir einige feste Rubriken etablieren. In zwei dieser wiederkehrenden Beiträge wird es darum gehen, natur- wie auch geisteswissenschaftliche Forschungsarbeit einem allgemeininteressierten Publikum auf ebenso informative wie spannende Weise näher zu bringen. In der „Archivalie der Ausgabe“ möchten wir mitteldeutsche Geschichte durch einen konkreten Gegenstand greifbar machen: Experten aus Archiven und Kulturinstitutionen erzählen und kontextualisieren die Geschichte(n) hinter einem ausgewählten Archivstück. In der Kolumne „Mitteldeutschland unter dem Mikroskop“ wird Dr. Pavel Ivanov, Wissenschaftler am Institut für Geowissenschaften der FSU Jena,

ausgewählte Forschungsergebnisse aus Mitteldeutschland kurz und pointiert vorstellen.

Schließlich – und spätestens hier gelangen wir wieder zu der eingangs erwähnten Frage nach der Verortung Mitteldeutschlands zurück – wird die Rubrik „Weltoffenes Mitteldeutschland“ in jeder Ausgabe vertreten sein. Die Idee eines demokratischen, weltoffenen und pluralistischen Mitteldeutschlands ist für unser Verständnis der Region essenziell. Es liegt uns besonders am Herzen, die vielfältigen Stimmen der mitteldeutschen Zivilgesellschaft stärker hör- und sichtbar zu machen. Die Region ist einerseits ein (Erinnerungs-)Ort deutscher Demokratiegeschichte und zeugt zugleich von der Fragilität der Demokratie, davon, wie sehr sie tagtäglich gelebt werden muss. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen sind Länder, in denen rechtsra-

dikale Extremisten mit großen Fraktionen in Landtagen vertreten sind. Wir wollen diese Entwicklung nicht als stille Beobachter tolerieren. Mitteldeutschland war und ist nicht nur eine Region innerhalb Deutschlands, sondern ein europäischer und internationaler Ort, der unzählige Menschen von außerhalb (unter anderem zwei Mitglieder unserer Redaktion), aus anderen deutschen Regionen, aus anderen, teils fernen Ländern angezogen hat – die wiederum maßgeblich zu seiner Lebendigkeit, seiner vielfältigen Geschichte und Kultur, seiner exzellenten Forschung beigetragen haben. Eine Welt ohne Mitteldeutschland ist durchaus denkbar, Mitteldeutschland ohne den Austausch mit der Welt ist es absolut nicht. Wir laden Sie herzlich dazu ein, mit uns zukünftig gemeinsam dieses weltoffene Mitteldeutschland sichtbar zu machen, zu erkunden, zu diskutieren. Mit einem Magazin aus, aber längst nicht nur für Mitteldeutschland.

Das Redaktionsteam des Mitteldeutschen Magazins – das sind Dr. Barbara Bushart, Frank Kaltfofen und David Leuenberger.

Regional- & Zeitgeschichte

In dieser Ausgabe:

Oberhof: Ulbrichts Erbe im Wintersportort | Erinnerungsprojekt: NS-Zwangsarbeit in Espenhain | Zum 200. Todestag: Napoleons Spuren in Mitteldeutschland | Bergbaubedingte Umsiedlungen: „Verlorene Orte“ in Mitteldeutschland

Ein „sozialistisches St. Moritz“?

Ein Gespräch mit der Architekturhistorikerin Prof. Dr. Daniela Spiegel über die DDR-Geschichte und deren Erbe im Wintersportort Oberhof.

Trotz häufig ungewisser Schneemengen gilt Oberhof, der kleine Bergort im Thüringer Wald, bis heute als wichtiger Wintersport- und Tourismus-Standort. Dieser Status Oberhofs hat eine lange Historie, die vor allem durch die Jahrzehnte der DDR geprägt wurde, nicht zuletzt da selbst Walter Ulbricht regelmäßig dort gastierte.

Eine Konferenz der Stiftung Etersberg, in Kooperation u.a. mit dem Thüringer Landesbeauftragten zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, soll unter dem Titel „Oberhof – Höher, schneller, weiter?“ die Zeitgeschichte und Zukunftsperspektiven des Ortes beleuchten. Die Konferenz wurde mittlerweile pandemiebedingt auf den Mai 2022 verschoben.

Die Architekturhistorikerin und Denkmalpflegerin Prof. Dr. Daniela Spiegel von der Hochschule Anhalt (Dessau) forscht zu Städtebau in diktatorischen Systemen. In ihrer abgeschlossenen Habilitation mit dem Titel *Urlaubs(t)räume des Sozialismus* hat sie die Geschichte der Urlaubsarchitektur in der DDR untersucht. Bei der Tagung wird sie einen Impulsvortrag über den „Aufstieg Oberhofs zum (inter)nationalen Erholungs- und Wintersportzentrum“ halten. Wir sprachen mit ihr über den Aufstieg Oberhofs zum wichtigen Erholungs- und Wintersportzentrum und über städtebauliche Besonderheiten des Ortes:

MdM: Frau Prof. Spiegel, Sie haben sich intensiv mit Ferienarchitektur in der DDR beschäftigt - wie lässt sich Oberhof als Ort, in dem private Erholung und Spitzensport zusammenkamen, im Kontext der Erholungs- und Sportpolitik der DDR einordnen?

SPIEGEL: Oberhof zählt sicher zu den wichtigsten Erholungsorten der DDR, sowohl aus sport- und erholungspolitischer als auch rückblickend aus architekturhistorischer Sicht. Es ist auch ein sehr interessantes Beispiel für die städtebaulichen Planungsstrategien, die sich in Oberhof über alle vier Dekaden der DDR erstreckten. Oberhof war schon vor den Zweiten Weltkrieg ein bedeutender touristischer Ort gewesen, wenn auch in wesentlich geringerem Umfang. In den Planungen nach Kriegsende wurde frühzeitig beschlossen, die touristische und sportliche Nutzung des Bergortes auszubauen. Allein zwischen 1948 und 1952 hatte es drei Generalbebauungspläne gegeben, die jedoch allesamt nicht realisiert wurden.

Erst 1967 kommt dann Schwung in die Planungen, durch den Feriendienst des FDGB: Anvisiert wurde ein Ausbau der Kapazitäten von 1.000 auf zukünftig 4.500 Betten. Es sollte das zentrale Erholungs- und Wintersportzentrum der DDR etabliert werden, mit Anziehungskraft auch für die internationale Touristik. Auch das ist besonders für Oberhof – an nicht vielen anderen Orten zielte man auf eine internationale Klientel ab! Der Anstoß, dies ausgerechnet in Oberhof zu tun, geht direkt auf Walter Ulbricht zurück, dessen favorisierter Urlaubsort Oberhof war.

Oberhof sollte das „sozialistische St. Moritz“ werden. Welche Parallelen gab es tatsächlich zu dem berühmten Schweizer Ferienort?

Die Zuschreibung eines „deutschen St. Moritz“ ist schon viel älter; bereits um die Jahrhundertwende wurde der Vergleich erstmals gezogen. Mündlich überliefert, jedoch nicht schriftlich belegt ist die Aussage, Walter Ulbricht hätte aus Oberhof ein „sozialistisches St. Moritz“ machen wollen. Dies



Das markante Hotel Panorama in Oberhof, oberhalb des Ortes gelegen, gehört heute zur Ahorn Hotels & Resorts Gruppe.

zielte wohl primär auf die touristische und internationale Bedeutung, die er seinem Lieblings-Wintersportort gern beimessen wollte. Städtebaulich-architektonisch hatten die beiden Orte nicht viel gemein. Gleichwohl gibt es ein Schweizer Vergleichsbeispiel, und zwar der ebenso mondäne, hierzulande aber weniger bekannte Erholungsort Crans-Montana im Kanton Wallis. Auch dieser Ort wurde ab Ende der 1960er massiv ausgebaut und interessanterweise zeigen die dortigen Hotelbauten erstaunliche Ähnlichkeit zu den Oberhofer Leuchtturmbauten: Das 1964 bis 1968 entstandene Hotel „Tour Super-Crans“ zeigt Verwandtschaft mit dem „Rennsteig“ und das Hotel „Crans Ambassador“, erbaut 1971 bis 1972, spielt wie das Interhotel „Panorama“ mit dem Bergspitzenmotiv.

Wurde die staatliche Lenkung in der Ausgestaltung des Erholungs- und Sportorts sichtbar?

Ja, sehr deutlich sogar, und das auf vielerlei Ebenen. Wichtig zu erwähnen sind

die Anfang der 1950er Jahre erfolgten Zwangsausbürgerungen von Oberhofer Hoteliers und Pensionsbesitzer, die mit der Umwandlung des ehemals mondänen Kurortes zu einem Erholungsort für die Werktätigen nicht einverstanden waren. Deutlich wird die staatliche Lenkung dann auch Ende der 1960er bei der Planung der sogenannten „komplexen Rekonstruktion“ – so wurden städtebauliche Neuordnungen zu DDR-Zeiten genannt. Den Ausbau zu einem großen Sport- und Erholungszentrum durfte das zuständige Büro für Stadtbau des Bezirks Suhl nur unter Aufsicht mit der Experimentalwerkstatt der Bauakademie planen, die von Ulbrichts wichtigstem städtebaulichen Dirigenten, Hermann Henselmann, geleitet wurde. Nur so erklärt sich die Extravaganz des Gesamtentwurfs: eine Abfolge kristallin geformter Sonderbauten, höchst modern in der Form, aber regional und baukulturell in die thüringische Kulturlandschaft eingebettet durch den Einsatz lokaler Materialien wie Schiefer, Naturstein und Holzschindeln.

War Oberhof unter den Wintersport-Orten der DDR singular in seiner Entwicklung?

Ja und nein. Architektonisch war die umfassende Planung – auch wenn längst nicht alles davon realisiert wurde – singular, lässt sich aber mit anderen Zentrumsplanungen der späten 1960er vergleichen, an denen die Experimentalwerkstatt beteiligt war. Wenn man nur die Wintersportorte anschaut, muss und kann man Vergleiche ziehen zu Oberwiesenthal – der gewissermaßen jüngeren Schwester im Erzgebirge. Sie wurde erst nach dem Machtwechsel unter Honecker ausgebaut, aber es gibt starke Verwandtschaften struktureller und planerischer Natur; beide hatten die Doppelausrichtung als Sport- und Erholungsort. Daneben gibt es ein FDGB-Ferienheim, das als Typenprojekt in beiden Orten – und außerdem noch in Suhl – errichtet wurde, allerdings mit einigen Anpassungen an den jeweiligen Standort.

Das Hotel „Panorama“ in Oberhof – heute unter Denkmalschutz stehend – ist ein noch sichtbares bauliches Erbe der DDR. Ist solch eine markante Optik singular oder typisch für viele DDR-Ferienorte?

Das Objekt ist einzigartig in seiner skulpturalen Form, aber es steht architekturhistorisch natürlich in einem Gesamtkontext. Besonders war daran, dass es der erste eigene Hotel-Neubau der Vereinigung Interhotel war. In diesen Hotels sollte anspruchsvollen Gästen aus dem Ausland ein entsprechendes Angebot gemacht werden. Der Bau wurde von einem Kollektiv aus Jugoslawien geplant, ein Land, das damals zur Avantgarde europäischer Erholungsarchitektur gehörte.

Das Hotel ist ein zeittypischer Beitrag zur Bildzeichenarchitektur – ein internationaler Trend der 1960er/70er Jahre, der auch in der DDR verfolgt wurde, allen voran von Henselmann. Die Bettenhäuser des „Panorama“ sind zwei gegeneinander laufende Dreiecksformen, die gleichermaßen als Bergspitzenmotiv wie auch

als Sprungschanzen interpretiert werden. Das Bergspitzen-/Sprungschanzenmotiv war beiderseits des Eisernen Vorhangs zu dieser Zeit eine populäre Gestaltungsform für Berghotels. Für die DDR war das „Panorama“ gewissermaßen ein Trendsetter: Es gibt noch einige weitere Beispiele, etwa im nahegelegenen Frauenwald sowie im Erzgebirge, aber etwas später und meist weniger kühn, da sie mit dem beschränkten Repertoire des Großtafelbaus realisiert wurden.

Wie geht Oberhof heute mit seinem städtebaulichen Erbe aus der DDR-Zeit um?

Als Außenstehende ist es schwierig zu beantworten, wie die Menschen in Oberhof dazu denken. Man kann aber darüber sprechen, wie der Ort sich präsentiert. Schaut man auf die baulichen Hinterlassenschaften der DDR, ist zunächst festzuhalten, dass Oberhof nach 1990 viele Abrisse erlebt hat: Der Tourismus war extrem eingebrochen; hinzu kam der Bevölkerungsschwund, viele der großen Einrichtungen wurden nicht mehr gebraucht. Das Hotel „Panorama“ wurde sehr früh unter Denkmalschutz gestellt, nämlich 1992; viele andere Gebäude wurden abgerissen – auch das ebenfalls unter Schutz gestellte markante Rennsteig-Hotel. Dadurch entstand eine städtebauliche Brache, die auch der Wintersport nicht füllen konnte. Es ist immer schwierig für solche kleineren Bergorte, wenn sie monothematisch unterlegt sind. Es stellt sich die Frage: Wie geht man mit dem noch vorhandenen baulichen Erbe der DDR um und wie kann eine städtebauliche Planung für die Zukunft aussehen? Damit setzt sich die Tagung ja unter anderem auch auseinander.

Die Fragen stellte Frank Kaltoven.

Weltoffenes Mitteldeutschland

Dunkle Geschichte erinnern: NS-Zwangsarbeit in Espenhain

Den Auftakt unserer Rubrik „Weltoffenes Mitteldeutschland“ macht ein Beitrag zur Geschichte der Zwangsarbeit in der Braunkohlenindustrie und zu lokalen Ansätzen einer demokratischen Erinnerungsarbeit.

von *Martin Haufe & Martin Baumert*

Espenhain wurde wie kaum ein zweiter Ort in Mitteldeutschland vom Nationalsozialismus geprägt. Bis 1936 handelte es sich um ein beschauliches Bauerndorf in der Leipziger Tieflandbucht mit knapp 500 Einwohner*innen. Die Vorbereitungen des Angriffs- und Vernichtungskrieg änderten dies grundlegend: Ab 1937 entstand hier ein Braunkohlenwerk mit angeschlossenem Tagebau zur Versorgung der Kriegsmarine mit Schwer-, Heiz- und Dieselöl. Dabei war es das erste Werk der Treibstoffindustrie, das von der Kohleförderung bis zum verkaufsfertigen Kraftstoff produzierte. Die umgewandelte Energie versorgte das Rüstungszentrum Leipzig. Direkt angeschlossen an das Werk waren eine Leichtmetallhütte und ein Kunststoffpressplattenwerk, die für die kriegswichtige mitteldeutsche Luftfahrtindustrie fertigten. Hierzu benötigten die Unternehmen zahlreiche Arbeitskräfte, die allerdings

in der Rüstungskonjunktur schon 1937 Mangelware waren. Daher entschieden die Machthaber*innen zusammen mit der Aktiengesellschaft Sächsische Werke – ursprünglich ein öffentlicher Energieversorger – von Beginn an auch auf unfreiwillig entrichtete Arbeit zurückzugreifen. Zuerst betraf es sogenannte Dienstverpflichtete – junge männliche Deutsche, die von den Arbeitsämtern zugeteilt und in Lagern untergebracht wurden. Im Vergleich zu anderen Deutschen konnten sie ihr Arbeitsverhältnis nicht selbständig lösen. Die Unterbringung auf engstem Raum, die schlechte Bezahlung und das strenge Regime auf der Baustelle führten zu Frustration und – manche Leserin, mancher Leser möge sich hier an die Situation von Geflüchteten heute erinnert fühlen – ständigen Konflikten in den Lagern. Allerdings waren sie keine Zwangsarbeiter: Sie hatten immer noch

Rechte. Die Quellen zeigen, dass sie Beschwerden an die Betriebsleitung formulierten und Forderungen durchsetzen konnten.

Mit der aggressiven Expansionspolitik erschlossen die Nationalsozialisten sich Stück für Stück neue Arbeitskräftegruppen. Nach der Annexion des Sudetenlandes im September 1938 kamen Menschen aus den besetzten Gebieten sowie von Verbündeten. Auch hier lassen sich Unterschiede in der Behandlung erkennen: Während Slowaken, als Angehörige eines Vasallenstaates, jederzeit in ihre Heimat zurückkehren konnten, waren Tschechen diskriminierenden Bestimmungen ausgesetzt und sowohl sozial als auch finanziell schlechter gestellt.

Hieran wird bereits ein Muster rassistischer Hierarchisierung deutlich, das sich bis zum Ende des „Dritten Reiches“ erhalten sollte: An oberster Stelle standen deutsche Staatsangehörige. Danach kamen Menschen

Die Rubrik „Weltoffenes Mitteldeutschland“

Die Region, die heute Mitteldeutschland bildet, ist von Meilensteinen der demokratischen Entwicklung (etwa der Weimarer Republik oder den ersten Montagsdemonstrationen) ebenso geprägt wie vom historischen Erbe von Diktaturen sowie von heutiger extremistischer Gewalt.

Unser Magazin will in jeder Ausgabe Projekte für Demokratie, Inklusion und Vielfalt mit ihrer wichtigen Arbeit sichtbar machen. So können wir gemeinsam – durch positive Beispiele für interkulturelles Miteinander, für Erinnerungsarbeit und mit gesellschaftlichen Debatten – ein klares Zeichen für ein weltoffenes Mitteldeutschland setzen.

aus verbündeten Staaten. Ihnen folgten Kriegsgefangene und zivile Arbeitskräfte aus dem Westen; „Ostarbeiter“ – eine willkürliche Einteilung für Menschen aus Ostmittel- und Osteuropa – waren permanent von Erlassen bedroht, die für geringste Vergehen drakonische Strafen bis zum Tod vorsahen. Mindestens ein polnischer Staatsangehöriger wurde in Espenhain beispielsweise für den Diebstahl eines Paares Stiefel hingerichtet.

An letzter Stelle standen sowjetische Kriegsgefangene und Arbeitserziehungslagerhäftlinge: Sie wurden nicht nur diskriminiert, sondern dauerhaft lebensbedrohlichen Umständen ausgesetzt. Entsprechend hoch waren die Sterbezahlen unter ihnen. Ob auch KZ-Häftlinge eingesetzt wurden, lässt sich nicht abschließend klären. In einem Dokument wurden über 500 Personen von der zuständigen Rüstungsbeauftragten angefordert – ob dieser Bit-

te nachgekommen wurde, ist unbekannt.

Kriegsgefangene mitten in Espenhain

Mit Kriegsbeginn kamen mehr und mehr Menschen zwangsweise nach Espenhain. Dabei war das nahegelegene Böhlen, das zusammen mit Espenhain einen Industriekomplex bildete, der nach aktuellem Kenntnisstand erste Ort, an dem ab Oktober 1939 polnische Kriegsgefangene in der deutschen Industrie eingesetzt wurden.

Insgesamt lassen sich Menschen aus mindestens 22 Ländern nachweisen, darunter auch Südafrika und Indien. Im Februar 1945 waren fast 60 Prozent der Arbeitskräfte Nicht-Deutsche. Untergebracht waren die meisten von ihnen in Barackenlagern. Ein Kriegsgefangenenlager, das Wohnlager I, befand sich direkt beim Gasthof Aspe und somit im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in Espenhain.

Die meisten Arbeitskräfte lebten allerdings gegenüber vom Werk im Wohnlagerkomplex Margarethenhain – im wahrscheinlich größten nationalsozialistischen Lagerkomplex Sachsens. Hier hausten bis zu 10.000 Menschen, streng nach Herkunft getrennt. So forderte beispielsweise die Wehrmacht, das Lager für die sowjetischen Kriegsgefangenen mindestens 500 Meter von der heutigen Bundesstraße 95 entfernt zu errichten, um die dortigen katastrophalen Zustände zu vertuschen.

Die Schwere der Arbeit war für verschiedene Gefangenengruppen sehr unterschiedlich: Gut ausgebildete Facharbeiter*innen aus den Niederlanden, Frankreich oder gar aus den neutralen Staaten Spanien oder Schweiz waren privilegiert, teilweise auch in ihrer Unterbringung in privaten Quartieren. Andere Menschen mussten schwere körperliche Arbeiten im Werk oder im Tagebau verrichten.

Auch Landwirtschaft, Gewerbe, Handwerk und sogar kinderreiche Familien der Region bezogen Zwangsarbeiter*innen aus dem Lager. Selbst der Rüstungsindustrie im nahegelegenen Leipzig dienten sie als Arbeitskrätereservoir.

Die perfideste Ausbeutung erfolgte allerdings im Lager selbst: In einer Bordellbaracke (auf der Karte mit B-Baracke gekennzeichnet) wurden Frauen aus Frankreich und Polen zur Prosti-

tution gezwungen. Ein Besuch diente zur Belohnung verdienter Zwangsarbeiter. Die Frauen, die ohne Unterbrechung sechs Monate vor Ort arbeiten mussten, empfingen täglich 20 bis 25 Freier. Zwangsarbeiterinnen waren sexuellen Übergriffen weitestgehend schutzlos ausgeliefert. Überliefert ist der Missbrauch zweier ukrainischer Zwangsarbeiterinnen durch einen deutschen Vorarbeiter, der allerdings straffrei blieb, weil der Werksschutz den zahlreichen Zeugenaussagen nicht glaubte. Schwangerschaft war eine weitere Gefahr und häufig kam es zu Zwangsabtreibungen. Sollte doch einmal ein Kind ausgetragen werden, so bestand eine separate Entbindungsbaracke in Espenhain. Hier wurden zwischen 1942 und 1945 – so die Forschungen des Lobstädter Historikers Werner Winkler – mindestens 46 Kinder geboren, von denen 39 als „Zwangsarbeiterinnenkinder“ zählten. Zwölf der Kinder überlebten nicht. Die Zustände wollte ein Teil der Zwangsarbeiter*innen nicht hinnehmen. Die einfachste Möglichkeit war Flucht. Allein zwischen Juli 1941 und Januar 1942 gab es 17 Fluchten. Andere organisierten sich im Widerstand. So bildete sich beispielsweise eine französische Résistance-Gruppe mit ca. 60 Mitgliedern. Hieran war auch mindestens eine Italienerin beteiligt. Die



Französische Kriegsgefangene in Espenhain.

Gruppe organisierte Fluchten, bereitete einen Aufstand vor und suchte nach Möglichkeiten zur Sabotage. Nach ihrer Entdeckung 1943 wurden mindestens 49 Gruppenmitglieder von der Gestapo verhaftet; ihr weiteres Schicksal ist unbekannt.

Sterben und Überleben in Zwangsarbeit

Bedrohungen für Leib und Leben bestanden für alle Zwangsarbeiter*innen und Kriegsgefangenen in Espenhain, allerdings nicht in gleichem Maße. Die größte Bedrohung für sie stellten die Luftangriffe der Alliierten dar, da sie keinen Zutritt zu Luftschutzräumen hatten. Kriegsgefangene wurden sogar in ihren Baracken eingesperrt. Pfingsten 1944 führte dies zu einer Katastrophe: Eine einzelne Bombe traf eine Baracke mit französischen Kriegsgefangenen, in der 128 von ihnen starben.

Fast ebenso groß war die Gefahr durch Krankheiten und Hunger. Ein Beispiel zeigt die Überschneidung von Bedrohungen: Alfons M., ein 17-jähriger italienischer Militärinternierter – eine besonders schlecht behandelte Gruppe – wurde im Dorf Mölbis verhaftet und der Gestapo übergeben, weil er nach Lebensmitteln gebettelt hatte.

Die schlechten Arbeitsbedingungen und der geringe Arbeitsschutz, vor allem im Tagebau, führten wiederum zum Tod von mindestens 24 Personen. Selbst Suizide gab es in Espenhain. Insgesamt überlebten mindestens 285 Menschen die Zeit in den Lagern nicht.

Leben und vor allem Überleben hingen auch von Zufällen ab. Ein wichtiger Faktor war das Verhalten der deutschen Zivilisten. Maria Ostapowna Owod (1924–1998) aus der Ukraine, die seit 1943 im Kraftwerk Espenhain tätig war, überlebte,

weil sie jeden Sonntag – ihrem einzigen freien Tag – bei einem Bauern im rund zehn Kilometer von Espenhain entfernten Neukieritzsch zusätzlich half und dafür Lebensmittel von diesem erhielt. Das Verhältnis scheint gut gewesen zu sein, da sie auch nach dem Krieg Kontakt zur Familie hielt.

Erinnerungsarbeit vor Ort und im World Wide Web

Heute, mehr als 75 Jahre nach Kriegsende, stellt sich auch in Espenhain die Frage nach der Erinnerung an die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Bisher erinnert nichts im Dorf an die Geschichte der Zwangsarbeit. Zwei Gedenksteine weisen auf die Geschichte von Tagebau und Werk hin, ohne allerdings den Zeitraum 1939 bis 1945 zu würdigen. Viele der Opfer sind außerhalb, in den Kriegsgräberstätten im nahen Böhlen (Ehrenhain Pulgar) oder in Großzössen beerdigt. Nur wenige erhielten Einzelgräber, wie etwa auf dem Friedhof in Oelzschau. Dieses mangelnde Interesse an der eigenen Geschichte ist umso bemerkenswerter, da Espenhain im ostdeutschen Gedächtnis eine große Rolle spielt, sogar in Bezug auf den Zwangsarbeitseinsatz. Das bekannte Lied „Über sieben Brücken mußt du gehen“ erzählt eine Liebesgeschichte in Espenhain zwischen einer Deutschen und einem Polen. Sein Vater war be-

reits im Nationalsozialismus hier und leistete Zwangsarbeit. Der Sohn wiederum war polnischer „Vertragsarbeiter“, der das Kraftwerk Thierbach in den 1960er-Jahren miterrichtete.

Seit 2019 bemüht sich eine kleine Initiative, gefördert durch den Kulturbahnhof e.V. Markkleeberg, die Erinnerung an die nationalsozialistische Zwangsarbeit in Espenhain aufrecht zu erhalten. Wichtig ist den Initiator*innen hierbei die Partizipation der ortsansässigen Bevölkerung. Hierzu wurde sowohl 2019 als auch 2020 an alle Haushalte in Espenhain und im angrenzenden Dorf Mölbis ein Flyer verteilt. Dieser lud die Ansässigen zu Rundgängen zu den Orten der Zwangsarbeit, einer Podiumsdiskussion und einem Workshop ein. Besonders der Workshop 2020 in der Orangerie Mölbis ging der Frage nach, wie an die NS-Zwangsarbeit erinnert werden kann. Hierzu trafen lokale Akteur*innen und interessierte Bewohner*innen auf Expert*innen der Erinnerungskultur sowie Künstler*innen und debattierten Möglichkeiten des Gedenkens. Am Ende stand der Auftrag an den Berliner Künstler Simon Korn, einen

Entwurf für einen „Erinnerungsautomaten“ zu schaffen, der mit Videos, Dokumenten und Bildern dem Betrachtenden die Möglichkeit geben soll, sich selbst zu informieren. Die Präsentation in Espenhain ist aktuell für September 2021 geplant. Zeitgleich begann die Arbeit an der Website *zwangsarbeit-espenhain.info*, deren Fertigstellung ebenfalls für Sommer 2021 geplant ist. Diese Webpräsenz trägt auch der Tatsache Rechnung, dass sich auch heute noch immer wieder Nachkommen von damaligen Zwangsarbeiter*innen – unter anderem aus Kanada oder Frankreich – über deren Schicksal zu informieren versuchen.

Parallel finden – unterbrochen von der COVID-Pandemie – Gesprächsrunden im Gasthof Aspe statt, um engagierte Espenhainer*innen, ihre Interessen und Meinungen in den Aufarbeitungsprozess zu integrieren. Gerade durch diese mögliche Partizipation unterscheidet sich das Projekt von anderen Erinnerungsinitiativen, sowohl aus der DDR- als auch der bisherigen Nachwendzeit, und trägt somit den heutigen Erwartungen nach demokratischer Mitbestimmung Rechnung.

***Martin Haufe** ist freier Künstler und kultureller Bildner aus Leipzig. **Martin Baumert** ist als Historiker im Deutschen Bergbaumuseum Bochum tätig. Beide sind an dem Erinnerungsprojekt zur nationalsozialistischen Zwangsarbeit in Espenhain beteiligt.*

Napoleon und Mitteldeutschland: Rekonstruktion in drei Akten

Napoleon Bonaparte starb vor 200 Jahren. Seine Verbindungen zur heutigen Region Mitteldeutschland sind vielfältig, nicht alle davon sind aber allgemein bekannt.

von Dr. Reinhard Münch

Der Gegenwartigkeit großer Persönlichkeiten im eigenen Umfeld kann man kaum entgehen, das ist wohl der Lauf der Geschichte. Eines dieser omnipräsenten Phänomene ist die Person Napoleons, die wiederum für die nach ihm benannte Epoche steht. Um es voranzustellen: Die Frage, ob er nun der Gott oder Teufel war, muss jeder für sich beantworten und in sein Weltbild einpassen. Zum Glück sind die Antipoden 200 Jahre nach Napoleons Dahinscheiden heute nicht mehr so unverwundlich ausgeprägt, wie es wenigstens bis Mitte des vorigen Jahrhunderts gesehen wurde. Belege? Man sehe sich die für die Allgemeinheit verfassten Beiträge und Verweise zum 250. Geburtstag des Kaisers im August 2019 an. Fast alle konnten sich eingestehen, dass mit dem heutigen Wissen und dem zeitlichen Abstand weder schwarz noch weiß als Erklärungsmuster taugen. Heraus kam ein aus meiner Sicht modisches und vertretbares Grau.

Nun ist es trotz allem spannend zu sehen, was das im Heute als Mitteldeutschland bezeichneten Gebiet mit Napoleon Bonaparte zu tun hatte. Das kollektive Gedächtnis erinnert dabei zuvorderst an zwei gewaltige Schlachten mit hunderttausenden Soldaten und einer schier unübersehbaren Anzahl an Opfern: Das waren die Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt 1806, als das alte friderizianische Preußen hinweggefegt wurde, und die bis dahin größte kriegerische Auseinandersetzung der Völkerschlacht bei Leipzig 1813, die das Ende Napoleons einläutete und zugleich die Restauration der alten Zeit für einige Jahrzehnte ermöglichte. Heute werden deren Jahrestage als Mahnmal für Völkerverständigung und in der Absicht der Friedenserhaltung begangen. Über diese monumentalen Schlachten zu schreiben wäre spannend, aber vielleicht nicht so anregend wie die Erinnerungen an einzelne, möglicherweise unbekanntere Episoden der Begegnungen zwischen

dem französischen Kaiser und Mitteldeutschland.

Wenden wir uns deswegen zunächst den ersten Stunden und Tagen nach besagter Jenaer Schlacht im Thüringischen zu, die nämlich zur Geburtsstunde des Königreiches Sachsen werden sollten.

Erster Akt: Napoleon und die Gründung des Königreichs Sachsen

22.000 Sachsen hatten in Thüringen mitgefochten. 6.000 von ihnen gerieten in französische Gefangenschaft, aber nicht nur die Mannschaften wurden bald freigegeben, sondern auch die Offiziere wurden von Napoleon auf Ehrenwort in ihre Heimat entlassen. Alle hatten einen Eid zu leisten und ein Dokument zu unterzeichnen, das womöglich die entscheidende Grundlage für das Zusammengehen der Sachsen mit den Franzosen bis zum Oktober 1813 sein sollte: *Wir unterzeichnete Sächsische Generals, Obristen, Obristlieutenants, Kapitains und Offiziers, wir schwören*



*Markantes Zeichen von Napoleons Präsenz in Mitteleuropa:
das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.*

auf unser Ehrenwort nie wieder die Waffen gegen S. Majestät den Kaiser von Frankreich und König von Italien, und Seine Alliierten zu ergreifen, wir schwören diesen Eid auch zugleich im Namen aller Unteroffiziers und Soldaten, welche mit uns gefangen worden sind, und wovon die Liste hier beigefügt ist, sogar wenn wir die förmliche Ordre dazu von unserm Befehlshaber, dem Churfürsten von Sachsen, erhielten. Jena, den 15. Oktober 1806.

Es war ein Sachse, der von Napoleon persönlich den Auftrag erhielt, des Kaisers

Ultimatum an den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August, nach Dresden zu übermitteln. Jener Auserwählte war der damalige Major und spätere General Ferdinand von Funck, ein durchaus umstrittener, aber wahrscheinlich ehrlicher und treuer Soldat seines Landes. Frankreich wolle Sachsen gar nicht haben, so der Sieger zu seinem Boten, er habe weitaus schönere Länder als dieses. Aber er wolle keine Feinde hinter sich lassen. „Sagen Sie Ihrem Fürsten, daß ich nichts Böses will, daß ich ihn beschützen und sein Freund

sein werde, wenn er das Vertrauen, das er in mich setzt, unter Beweis stellt und nicht mein persönlicher Feind ist.“ Doch sollte diesen versöhnenden Worten keine Folge geleistet werden, werde er sogar den Namen der Dynastie Sachsen zerstören, so Bonaparte. Das erneute persönliche Aufeinandertreffen mit Napoleon schilderte Funck in seinen Erinnerungen. So habe der Kaiser zunächst nach einführenden Worten eine Frage nach dem Aufenthaltsort des Kurfürsten gestellt, ob dieser – wie es einem Staatsmann gebührt

- in Dresden residiere oder flüchtig sei. Erst dann öffnete der Korse den Brief - die Antwort auf das Ultimatum. Beim aufmerksamen Lesen wurden seine Züge sanfter und freundlicher. Das war eindeutig. Schon im Dezember 1806 wurde aus dem Kurfürstentum Sachsen das Königreich, das zugleich die südliche Achse des Rheinbundes verstärkte.

Nach den Feldzügen 1806 und 1807 wählte Napoleon eine seiner Lieblingsstädte, nämlich das dem Grunde nach zu einer französischen Exklave gemachte Erfurt, zum Ort eines politischen Kongresses, den es so noch nicht gegeben hatte. Letztlich sollte der Frieden zwi-

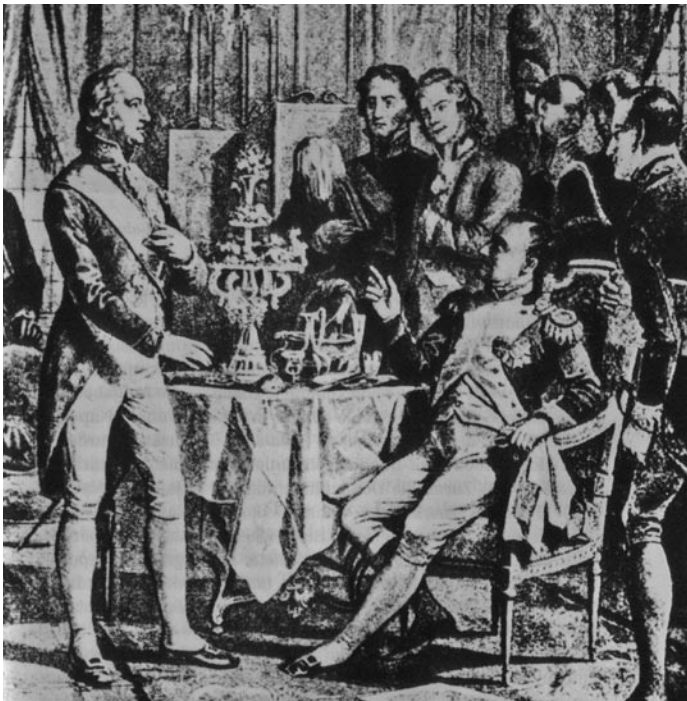
schen Frankreich und Russland gefestigt werden und zugleich große Teile des restlichen Europa auf Frankreichs Kurs eingeschworen werden. Der eigentliche Feind blieb außen vor - die Engländer. Neben der Vielzahl politisch relevanter Treffen gab es so manches, das bis heute aus anderen Gründen Beachtung findet.

Zweiter Akt: Der Erfurter Kongress 1808, Napoleon und Goethe

Theater, Empfänge, Ausstellungen und diverse Gesprächsrunden gab es überall. Jener vom Herzog Sachsen-Weimars Carl August ins Land geholte Johann Wolfgang von Goethe war

mittlerweile weit über die Grenzen des kleinen Herzogtums hinaus als der Dichter Europas bekannt. Napoleon ließ es sich nicht nehmen, ihm eine Audienz zu gewähren. Am 2. Oktober um 11 Uhr kam es zur Begegnung. Nach einer Überlieferung trat der Dichterstern ein und sah Napoleon beim Frühstück an einem großen runden Tisch sitzend. Der Kaiser winkte Goethe zu sich heran und das Gespräch begann mit allerlei Floskeln. Dann unterhielt man sich über die Werke des Universalgenies. Bonaparte zeigte sich dabei besonders beeindruckt von dessen „Werther“, den der Kaiser siebenmal(!) gelesen hatte. Die Fachsimpelei vergnügte beide. Goethe übte sich in Bescheidenheit und verwies auf die Leistungen seiner Kollegen Schiller, Lessing und Wieland (Napoleon kannte diese Herren nicht, nutzte aber die Chance, Wieland vier Tage später gleichfalls zu einer Unterredung einzuladen).

Das Gespräch mit Goethe endete mit einem Fingerzeig des Kammerherrn, der bedeutete, die Zeit sei abgelaufen. Goethe verabschiedete sich höflich. Napoleon entließ ihn mit einem „Adieu, Monsieur Goethe“. Zur Legende wurde diese Begegnung, weil sich hier zwei auf dem Zenit ihres jeweiligen Schaffens Stehende trafen. Goethe meinte Jahre später, dass er gern gestehen wolle, dass ihm in sei-



Die Audienz Goethes bei Napoleon am 2. Oktober 1808, hier in einer Darstellung aus dem Jahr 1828.

nem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnet sei, als vor Napoleon gestanden zu haben und, so der Dichter weiter, „dass mein Wesen ihm gemäß sei“. Ihm schien es gefallen zu haben. Dieser Eindruck beruhte auf Gegenseitigkeit: Napoleon ließ Goethe das Kreuz der Ehrenlegion verleihen und erwähnte in seinen Memoiren dieses Gespräch keineswegs nur beiläufig. Noch lange nach der Erfurter Begegnung trug der Dichtersturz die ihm verliehene Auszeichnung mit Stolz, selbst nach dem Abtritt des Korsen, obgleich dieser, als Dämon verachtet, keinerlei Unterstützung mehr erfuhr. Goethe konnte es sich leisten, zu seiner Überzeugung zu stehen, heftete aber dennoch – wohl zur Beruhigung seines Umfeldes – neben das Kreuz auch einen ihm verliehenen Orden des russischen Zaren Alexander. Intellektuelle Analytiker werden schließlich herausarbeiten, dass Goethes Treffen mit Napoleon den Dichter endgültig zu seinem „Faust“ inspiriert haben soll. So hat die Nachwelt Einzigartiges vom Treffen des Kaisers in Thüringen bekommen.

Dritter Akt: Die Belagerung der Festung Magdeburg

Schließlich sei das Gebiet des heutigen Sachsen-Anhalt genannt. Jene Territorien waren im Wesentlichen so aufgeteilt, dass südliche Gebiete zu Sachsen gehör-

ten, die Herzogtümer Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg und Anhalt-Köthen weiter existierten und schließlich das von 1807 bis 1813 existente Königreich Westphalen einen vergessenen Platz in der Geschichte einnahmen. Preußen fand nicht mehr statt. Obgleich Napoleon selbst nur selten in der Region war, hatte Frankreich mit Bedacht die Festung Magdeburg ausbauen lassen. Während in Leipzig die Völkerschlacht tobte, verteidigte eine Vielvölkerschaft jene Festung an der Elbe. Wenige Wochen vorher, im September, standen Spanier in den Schlagzeilen: Es war zu lesen, wie eine französische Division eingerückt war, deren Soldaten wie Diebe gestohlen hatten. In der Nacht zum 17. September kamen aus der Turmschanze von Magdeburg zwei Kompanien des spanischen Regiments Josef Napoleon, 164 Mann stark, zum preußischen Vorposten der Belagerer. Sie wollten wieder in die Heimat. Man ließ sie passieren. Sie seien wohlbehalten auf der Iberischen Halbinsel angekommen. Am 7. November 1813 war der Blockadering geschlossen. Schon in der Folgewoche entließ der französische Kommandant alle deutschen Truppen – ohne Waffen natürlich, ohne Mäntel, Wäsche, Geld, sogar Pfeifen waren abzugeben – wegen ihrer gewachsenen Unzuverlässigkeit aus der Stadt. Bis zum Mai 1814

wurde die Festung Magdeburg belagert und erst nach der Abdankung Napoleons aufgegeben. Anfang Mai 1814 marschierten die Soldaten aus der Festung und kehrten nach Frankreich zurück.

Drei Episoden von ungezählten anderen vermitteln so ein Bild jener Zeit. Dass es zudem eine Anzahl an Denkmalen und Erinnerungssteinen gibt, Ausstellungen und Museen über jene Zeit berichten, Schlachtnachstellungen jedes Jahr Zuschauer anziehen und in Bibliotheken und Archiven unzählige Memoiren, Zeitbeschreibungen und historische Betrachtungen zu finden sind, ist freilich bekannt.

Dr. Reinhard Münch

(Jg. 1959) ist promovierter Soziologe und Autor mehrerer Bücher zur sächsischen Regionalgeschichte, darunter des 2008 erschienene Bands „Vive l'Empereur – Napoleon in Leipzig“. Er ist aktiv im Verband Jahrfeste Völkerschlacht b. Leipzig 1813 e.V., dem offiziellen Ausrichter der militärhistorischen Veranstaltungen zur Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig.

Bergbaubedingte Umsiedlungen in Mitteldeutschland: Spurensuche zu den „verlorenen Orten“

Unzählige Dörfer und Kulturgüter mussten über verschiedene politische Systeme hinweg der Braunkohle weichen. Ein historischer Rückblick.

von Prof. Dr. habil. Andreas Berkner

Umsiedlungen bilden zweifellos die schwerwiegendsten Eingriffe der Bergbautätigkeit in „gewachsene“ Kulturlandschaften und in die Lebensplanung von Betroffenen. Nachdem Einzelinanspruchnahmen von Gebäuden in verschiedenen Teilrevieren etwa ab dem Jahr 1870 in Erscheinung traten, führte der Übergang zu Großtagebauen ab 1920 zu einer zunehmenden wirtschaftlichen Machbarkeit der Überbaggerung kompletter Siedlungen gegenüber ihrer Umfahrung. Insgesamt fielen in Mitteldeutschland rund 140 Ortslagen dem Braunkohlenbergbau ganz oder teilweise zum Opfer, was mit der Umsiedlung von ca. 53.000 Menschen verbunden war. Mit dem nunmehr beschlossenen Kohleausstieg im hiesigen Revier bis 2035 steht fest, dass keine weiteren mehr hinzukommen.

Die ersten tagebaubedingten Ortsverlagerungen traten an mehreren Stellen

in Mitteldeutschland fast gleichzeitig in Erscheinung: Nachterstedt (Aschersleben) 1925, Rusendorf (Meuselwitzer Revier) 1928-33, Runstedt (Geiseltal) 1929-31, Gaumnitz (Zeitz-Weißenfels) 1932. Allerdings blieben diese bis zum Ende der 1940er Jahre noch auf Einzelfälle beschränkt, ehe es in den 1950er Jahren zu einem sichtbaren, sprunghaften Anstieg kam, zunächst im heute zu Sachsen-Anhalt gehörenden Geiseltal. In einzelnen Fällen (Nachterstedt, Edderitz, Pirkau) entstanden neue Dörfer zur Aufnahme der betroffenen Menschen und sogar Kirchenneubauten zu „sozialistischen Zeiten“. Zu erwähnen ist, dass auch unplanmäßige Umsiedlungen durch Havarien ausgelöst (Fließbrutschung im Jahr 1927 mit einem Todesopfer und Aufgabe von Lippendorf und Spahnsdorf bei Böhlen, Nachterstedt in 2009) oder zumindest heraufbeschworen wurden (Fließbrutschungen an der Ostflanke der

Halde Trages mit Vordringen in die gleichnamige Ortslage 1958; hieran erinnert heute ein Gedenkstein).

Aus Dörflern wurden Plattenbau-Bewohner

Unter den Bedingungen der früheren DDR wurden bergbaubedingte Umsiedlungen fast zur Routine. So war für den Südraum Leipzig eine über Jahrzehnte konstant hohe Betroffenheit (insgesamt fast 70 Gesamt- und Teilverlegungen mit rund 23.000 Menschen) zu verzeichnen, während Ortsverlagerungen im Geiseltal und im Bitterfelder Revier seit Mitte der 1970er Jahre deutlich nachließen und das Delitzscher Revier erst seit dieser Zeit erfasst wurde. Dörfer mit langjährigen Lagen in „Bergbauschutzgebieten“ und Entwicklungsnachteilen durch untersagte oder unterlassene Investitionen sowie Wegzüge von Menschen, die keine Zukunft am Ort mehr sahen, unterdrückte Akzeptanzprobleme und zuweilen an Ent-

eignung grenzende Entschädigungen kennzeichneten die Entwicklungen, die im Bewusstsein von Betroffenen mitunter bis heute nachwirken. Dörfler wurden vielfach zu Plattenbaubewohnern; das in den 1980er Jahren im damaligen Bezirk Leipzig praktizierte und durchaus progressive Prinzip eines Naturlersatzes überforderte die örtlichen Baukapazitäten und blieb deshalb im Ansatz stecken.

Zwischen 1980 und 1989 vorangetriebene „Geheimplanungen“ hätten bei ihrer Realisierung im Nord- und Südraum Leipzig, östlich von Halle (Hatzfeld) und im Bereich Bad Dübener-Walden zu einer Vervielfachung von Umsiedlungen, sogar mit der Erfassung von Kleinstädten wie Pegau oder Zwenkau geführt. Auch so blieben die Auswirkungen dramatisch, wie die Inanspruchnahme großer Ortslagen wie Zechau-Leesen (Altenburger Land, 1950-52, 1.310 Einwohner), Edderitz (Anhalt-Bitterfeld, 1952, 1.200 Einwohner), Zörbiger (Geiseltal, 1968-69, 2.300 Einwohner), Niemeck (Bitterfeld, 1977, 2.000 Einwohner), Magdeborn (Espenhain, 1977-80, 3.200 Einwohner) oder Bösdorf/Eythra (Zwenkau, 1980-87, 3.500 Einwohner) belegt. Kulturlandschaftlich besonders gravierend war der Verlust von 54 Kirchen sowie von zahlreichen Herrenhäusern und stattlichen Bauerngütern.

Folgen des politischen Umbruchs

Im Ergebnis der politischen Wende und der Wirtschafts- und Währungsunion 1989/90 traten differenzierte Entwicklungen in Erscheinung. Durch den raschen Bedeutungsverlust der Braunkohlenindustrie erledigte sich die Umsiedlungsbedrohung für die meisten Ortslagen bis 1993. Allerdings waren auch Umsiedlungen ohne anschließende Auskohlung der Flächen (Werbelin und Paupitzsch bei Delitzsch, Bockwitz im Südraum Leipzig) zu verzeichnen; weit fortgeschrittene Aussiedlungen



Gedenkstein für die Gemeinde Niemeck.



Die VINETA auf dem Störnthaler See.



Die nach Borna umgesetzte Emmauskirche.

wurden zu schwierigen Revitalisierungsfällen (Sausiedlitz bei Delitzsch, Dreiskau-Muckern im Südraum Leipzig), die erfolgreich bewältigt werden konnten.

Zugleich wurde mit den struktur- und energiepolitischen Grundsatzentscheidungen für einen Weiterbetrieb der Tagebaue Vereinigtes Schleenhain und Profen deutlich, dass auch künftig Umsiedlungen nicht vollständig zu vermeiden sind. Dabei zeigten die Fälle Schwerzau und Großgrimma (Zeititz-Weißenfels), dass es mit fairen, dem Grundsatz „Neu für Alt“ entsprechenden Entschädigungsangeboten und der Errichtung neuer Siedlungen nach den Vorstellungen der Betroffenen möglich war, Akzeptanz und Sozialverträglichkeit zu erreichen.

Demgegenüber beschritt die Gemeinde Heuersdorf alle rechtsstaatlichen Wege, um die Umsiedlung noch aufzuhalten, ehe diese mit dem Urteil des Sächsischen Verfassungsgerichtshofs vom 25.11.2005 zum Heuersdorfgesetz der Staatsregierung endgültig besiegelt wurde. Zu diesem Zeitpunkt hatte auf der Grundlage des zwischen dem Freistaat und der MIBRAG mbH abgeschlossenen Heuersdorfvertrags vom Juni 1994, der sich als belastbare materielle Basis „zugunsten Dritter“ bewährt hatte, bereits mehr als die Hälfte der Bewohner selbstbestimmt den Ort verlassen. Ab 2005 kam

es schließlich doch noch zur Entwicklung gemeinsamer Umsiedlungsstandorte in Regis-Breitungen („Am Wäldchen“), Hagenest (Kirschallee) und Frohburg („Neu-Heuersdorf“). Diese wurden in einer passablen städtebaulichen Qualität ausgeführt; für eine gemeinsame Umsiedlung der Heuersdorfer Bürger aber war es längst zu spät. 2009 verließen die letzten Bürger das Dorf. Nachdem sich die Mehrzahl der Bürger von Pödelwitz in der Folge eines Vertragsabschlusses 2012 für eine freiwillige Umsiedlung entschieden hatten und bis 2016 in Groitzsch eine neue Heimat fanden, steht im Zuge des Kohleausstiegs nunmehr fest, dass es in Mitteldeutschland keine weiteren bergbaubedingt „verlorenen Orte“ mehr geben wird und der Ort damit erhalten bleibt. Auch für Obertitz bei Groitzsch ist dieses Schicksal abgewendet.

Gedenken heute

Von der Mehrzahl der „verlorenen Orte“ blieb nicht viel mehr als die Erinnerung erhalten. An einigen Stellen verweisen Gedenksteine (etwa „Eisernes Kreuz“ Paupitzsch, Werbelin, Cröbern/Crostewitz, Blumroda, Ruppertsdorf, Schleenhain, Rusendorf, Stöntzsch) und neue Namensgebungen (beispielsweise Gremminer, Seelhausener, Werbeliner, Schladitzer, Cospudener, Hainer, Pereser sowie Run-

stedter See; Magdeborner Insel) sowie Informationstafeln zu untergegangenen Dörfern (etwa in Geiseltal) auf diese Vergangenheit. Besonders prägnante Sachzeugen bilden die 2007 von Heuersdorf nach Borna umgesetzte Emmauskirche, die als wichtiges Baudenkmal für die Nachwelt erhalten werden konnte, sowie die VINETA als „schwimmende Kirchenkuppel“ auf dem Störmthaler See zur Erinnerung an das frühere Dorf Magdeborn. Diese bilden zusammen mit dem neuen Standort für Großgrimma am Südhang Hohenmölsen wichtige Bestandteile der Mitteldeutschen Straße der Braunkohle, die zugleich für Vergangenheitsbewältigung und Identitätsbewahrung stehen.

Prof. Dr. habil. Andreas Berkner

ist Honorarprofessor am Institut für Geographie der Universität Leipzig und Leiter der Regionalen Planungsstelle im Regionalen Planungsverband Leipzig-West-sachsen. Er ist u.a. Herausgeber des Exkursionsführers „Auf der Straße der Braunkohle“ (Leipzig 2016). Im zweiten Halbjahr 2021 wird der von ihm mitherausgegebene Band „Bergbau und Umsiedlungen im Mitteldeutschen Braunkohlenrevier“ erscheinen (ISBN 978-3-86729-266-5).

Kurz notiert

> Neuer Geschäftsführer

Dr. Markus Pieper wird die Geschäftsführung der Stiftung Sächsische Gedenkstätten übernehmen. Er wurde vom Stiftungsrat der Stiftung Ende März 2021 mit großer Mehrheit gewählt. Das sächsische Kabinett hat der Wahl zugestimmt und der Arbeitsvertrag für eine Amtszeit von sieben Jahren ab 1. September 2021 wurde von der Vorsitzenden des Stiftungsrates, Barbara Klepsch, unterzeichnet. Pieper war von 2003 bis 2008 wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Stiftung Ettersberg zur vergleichenden Erforschung europäischer Diktaturen und ihrer Überwindung in Weimar. Von 2008 bis 2012 arbeitete er als Referent bei dem bzw. bei der Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen in Berlin. Seit 2012 ist er bei der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur in Berlin beschäftigt, zuletzt als Leiter des Arbeitsbereichs Gedenkstätten und Erinnerungskultur.

> Deutsche Erstveröffentlichung

Gisella Perl (1907-1988) war eine jüdische Gynäkologin, die 1944 ins Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau deportiert wurde. Als Ärztin im Frauenlager manipulierte sie regelmäßig Diagnosen und führte heimlich Abtreibungen durch, um Frauen vor Selektionen zu bewahren. Perl überlebte und emigrierte in die USA, wo sie 1948 ihr Buch über Auschwitz veröffentlichte. Ihr Bericht über ihre Zeit als Lagerärztin liegt beim Wiesbadener Marix Verlag nun auf Deutsch vor. In der Einführung zur deutschen Ausgabe erinnert die Historikerin Andrea Rudorff daran, dass Hunderte von Veröffentlichungen ehemaliger Verfolgter bereits wenige Jahre nach Kriegsende entstanden, seither aber oft in Vergessenheit gerieten und in vielen Fällen noch nicht auf Deutsch übersetzt wurden. Rudorff betont die besondere Rolle der Zeugenschaft von Häftlingen als medizinisches Personal, auch wenn (und gerade weil) deren Perspektive auf und Wissensstand über das Lager nicht identisch mit

der Forschung von heute sei. Umso wichtiger sind diese auf gut 170 Seiten nun ins Deutsche übersetzten Erinnerungen der früheren Lagerärztin.

Gisella Perl:

Ich war eine Ärztin in Auschwitz

Marix Verlag

> Wanderausstellung „Gegen das Vergessen“

In Zusammenarbeit mit der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora präsentiert die François Maher Presley Stiftung für Kunst und Kultur in einer Wanderausstellung eine Kollektion mit Zeichnungen, die in Konzentrations- und Arbeitslagern entstanden sind, angefertigt von dem damaligen Gefangenen Thomas Geve. Zudem werden historische Fotografien von dem damaligen Gefangenen Alfred Stüber gezeigt. Die Ausstellung ist 2021 und 2022 an zahlreichen Orten in Mitteldeutschland zu sehen, u.a. in Hainichen (Rathaus, Markt 1, 09661 Hainichen) vom 30.06. bis 30.08.2021; in Lommatzsch (St. Wenzelkirche, Kirchplatz 1, 01623 Lommatzsch) vom 03.09. bis 20.09.2021; in Roßwein (Rathaus, Markt 4, 04741 Roßwein) vom 21.09. bis 13.10.2021.

> Virtuelle Spurensuche

Studierende der Fakultät Informatik der Technischen Universität Dresden und das Stasi-Unterlagen-Archiv Dresden entwickeln gemeinsam eine App, die das Wirken der Stasi an der TU sichtbar werden lässt. Mittels Augmented Reality werden sich historische Ansichten markanter TU-Gebäude vor aktueller Kulisse anzeigen lassen, die dann mit Geschichten aus den Stasi-Akten und Hintergrundinformationen verknüpft sind. Mit Hilfe von Archivdokumenten, Fotos und Filmsequenzen werden an 15 Stationen unterschiedliche Phasen der Überwachung vor dem Hintergrund der jeweiligen politischen Ereignisse beleuchtet. Im Sommer 2021 soll die App an den Start gehen.

Kultur & Kritik

In dieser Ausgabe:

Ein Leipzig-Roman aus Australien | Weimarer Orchestermusik für einen Stummfilm-Klassiker | Mitteldeutschlands Kurzfilmszene und die Pandemie | Preisgekröntes Design aus Halle | Archivalie der Ausgabe: Fürstliche Falkenkunde

Ein Leipzig-Roman für das 21. Jahrhundert

In *Maurice Guest* verarbeitete die Australierin Henry Handel Richardson ihre Studienzeit in Leipzig. Wir sprachen mit den Übersetzern der erstmals vollständigen deutschen Ausgabe, Stefan Welz und Fabian Dellemann.

Henry Handel Richardson (1870-1946) gilt als eine der Begründerinnen der australischen Literatur. Ihr Debütroman aus dem Jahr 1908, *Maurice Guest*, ist aber nicht in „Down Under“, sondern im Leipzig der Jahrhundertwende angesiedelt – genauer gesagt: im Studentenmilieu des renommierten Konservatoriums, an dem sie selbst studiert hatte. Vor diesem Hintergrund erzählt Richardson von der tragischen Liebe zwischen einem sentimental Engländer und einer eigensinnigen Australierin. Über 100 Jahre nach der ersten, gekürzten deutschen Ausgabe liegt der Leipzig-Roman nun erstmals vollständig in einer Neuübersetzung vor. Professor Dr. Stefan Welz ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Anglistik der Universität Leipzig. Fabian Dellemann arbeitet als freiberuflicher Übersetzer und Lektor in Leipzig. Mit den beiden Übersetzern sprachen wir über Hürden und Herzblut eines solchen Mammutprojekts und die Bedeutung der Stadt Leipzig für den Roman:

MdM: Herr Professor Welz, Herr Dellemann, Ihre Neuübersetzung hat mehr als 800 Seiten. Wie lang hatten Sie dieses zeitintensive Projekt schon im Hinterkopf?

STEFAN WELZ: Da überlagern sich zwei Dinge. Die eine Aktivität lag bei der Connewitzer Verlagsbuchhandlung in Person von Peter Hinke, der diesen Roman in der alten deutschen Übersetzung gelesen hatte und sehr angetan war davon. Schon in den 1990er Jahren konnte er sich vorstellen, eine Neuauflage von *Maurice Guest* zu machen, um diesen Roman mit dem lokalen Bezug den Leipziger Lesern wieder

zugänglich zu machen. Ich selbst hatte als Doktorand in den 90er Jahren gehört, dass es einen australischen Leipzig-Roman gibt; das war für mich spannend. Ich kannte damals Henry Handel Richardson nicht, wusste nicht, dass sich hinter dem Namen eine Frau verbirgt. Nach der Jahrtausendwende stieß ich in Wuppertal auf eine historisch-kritische australische Ausgabe von *Maurice Guest*, in der australische Literaturwissenschaftler den gesamten Text akribisch neu aufgearbeitet und kommentiert haben. So wurde mir bewusst: Es steckt viel mehr dahinter, als die gekürzte deutsche Übersetzung von 1912 hergibt. Mit Peter Hinke verbanden mich gemeinsame literarische Intentionen und es lief immer mehr darauf hinaus, eine Neuübersetzung zu wagen. Ich bin kein professioneller Übersetzer – und als das Projekt konkreter wurde, war klar, dass ich das nicht alleine schaffe. Da kam dann Fabian Dellemann ins Spiel...

FABIAN DELLEMANN: Ich habe mit Stefan zusammen, als ich noch Hilfskraft an der Universität war, an einem Konferenz-Band gearbeitet, in dem es auch um englischsprachige Kultur in Leipzig ging, mit einem Artikel Stefans zu *Maurice Guest*. Er hat mir dann von der Idee erzählt und hatte schon einige Seiten übersetzt. Ich hatte meinen Abschluss gemacht mit Übersetzungen von Gedichten und kam aus dieser Warte in das Projekt hinein mit dem Ziel, literarisch zu übersetzen. Mit der gemeinsamen Arbeit hatten wir um 2012 herum angefangen. Über die Jahre haben wir sporadisch, mal mehr, mal weniger intensiv an der Übersetzung gearbeitet – meinerseits ohne Ge-

danken daran, dass wir damit tatsächlich irgendwann fertig werden könnten (*lacht*). Für mich war das eine Herzenssache.

STEFAN WELZ: Am Anfang war es vor allem Liebhaberei, dann wurde es mit der Zeit immer ernster. 2013 veranstalteten wir an der Hochschule für Musik und Theater Leipzig einen Henry-Handel-Richardson-Abend, um Leute darauf aufmerksam zu machen. Sie hatte ja in Leipzig Klavier und Komposition studiert und es gibt auch Musik von ihr. Einiges davon wurde an diesem Abend gespielt und Auszüge der ersten Kapitel, die wir schon übersetzt hatten, vorgelesen. So kam man in diese Spur hinein, dass andere sich dafür interessieren. Ein oder zwei Jahre später nahm ich Kontakt zur Henry Handel Richardson Society in Australien auf. Richardson gilt als „Mutter der australischen Literatur“, und diese Society interessierte sich sehr dafür, dass hier in Leipzig dieser Roman wieder bekannt wird. 2019 bin ich dann nach Australien gegangen und habe vor Ort mehr über ihre biografischen Hintergründe erfahren. In diesen Momenten konnte man sich motivieren, wenn es schwierig wurde: 860 Seiten zu übersetzen, ist schon eine große Herausforderung.

Sind Richardsons Schilderungen des Leipzigs der Jahrhundertwende singulär in der englischsprachigen Literatur der Zeit? Oder hatte Leipzig auch für andere nicht-deutsche Künstler eine Art Strahlkraft? Oder wenn nicht Leipzig, dann vielleicht andere mitteldeutsche Städte wie Weimar oder Dresden?

STEFAN WELZ: Zum Stichwort Strahlkraft muss man sagen: Es war die Musik, die strahlte und insbesondere das Königliche Konservatorium. In dessen Umfeld sind viele englischsprachige Studierende nach Leipzig gekommen. Das hat auch mit der Person Felix Mendelssohn Bartholdys zu tun, der das Konservatorium in den 1840er Jahren gegründet hatte. Er war sehr anglophil und wird in England bis heute hoch verehrt. Die Strahlkraft seiner Person und

des Konservatoriums hat viele nach Leipzig gelockt. Engländer sind auch nach Dresden gegangen, der Malerei wegen. Schriftsteller hat es nicht so viele hierhergezogen. Das hatte auch politische Gründe: Um die Jahrhundertwende waren die Beziehungen angespannt. Viele namhafte englische Schriftsteller konnten kein Deutsch, da war also auch eine Sprachbarriere. Insofern ist es bei Henry Handel Richardson besonders interessant, dass sie nach Leipzig kommt und über Leipzig schreibt.

Welches Bild von Leipzig entspinnt sich in dem Roman? Ist die Stadt prägend für Maurice Guest oder könnte die Geschichte auch anderswo spielen?

STEFAN WELZ: Der Leipzig-Bezug ist sehr klar erkennbar. Henry Handel Richardson greift in ihrem Roman-Erstling stark auf eigene biografische Erfahrungen zurück, auf ihre Zeit in Leipzig – da war sie 19 bzw. 20 Jahre alt. Sie hat bis 1907 daran geschrieben, also im Rückblick ihre Eindrücke als junge Studentin verarbeitet. Es ist spürbar, dass sie dieses „Leipzig-Kolorit“ sehr bewusst eingebracht hat. Mehrere Passagen zeigen das – besonders verweise ich auf ein von ihr beschriebenes studentisches Trinkgelage am Brühl. Ich glaube nicht, dass dieser Roman auch woanders hätte spielen können. In Briefen an ihren französischen Übersetzer schrieb sie auch, in Leipzig habe sie die stärksten Eindrücke empfangen. Auch in später entstandenen biografischen Fragmenten blickt sie noch einmal auf die Zeit in Leipzig zurück. Dort wird deutlich, dass „ihr“ Leipzig, das *Maurice-Guest*-Leipzig, natürlich noch das des 19. Jahrhunderts war, in dem es noch etwas gemüthlicher zugeht und die Industrialisierung noch nicht so durchgeschlagen hatte.

Was war Ihr Ansporn für eine Neuübersetzung? Welche Ungenauigkeiten oder Fehlstellen der ersten deutschen Übersetzung von 1912 konnten nun behoben werden?

FABIAN DELLEMANN: Zum einen waren da natürlich die umfangreichen Kürzungen

durch den Londoner Verlag Heinemann, die in der deutschen Ausgabe von 1912 übernommen wurden. Die damalige Übersetzung ins Deutsche besorgte Otto Neustätter, der Schwager von Henry Handel Richardson, der von Beruf Augenarzt war, in Rücksprache mit der Autorin und ihrem Mann George Robertson. Seine Übersetzung wirkt sehr förmlich, was auch der damaligen Zeit geschuldet ist – die Beziehungen der Personen erscheinen im deutschen Text recht steif, auch wenn sie ins Private oder Intime hineingehen. Das wollten wir etwas auflockern, ebenso wie die Sprache selbst, die mitunter etwas holpert. Richardson selbst wird mit den Worten zitiert, dass sie die Übersetzung „hölzern“ fand – hierzu muss man natürlich bedenken, dass sie zwar des Deutschen mächtig, aber keine Muttersprachlerin war. Außerdem waren einige Passagen in Neustätters Übersetzung vereinfacht und geglättet; andere Stellen wurden nur verkürzt wiedergegeben, womöglich wegen seiner Schwierigkeiten bei deren Entschlüsselung und Übersetzung. Wir haben seine Erstübersetzung immer mal konsultiert. Dabei ist uns aufgefallen, dass zahlreiche Auslassungen in Neustätters Übersetzung in Richardsons Originaltext durchaus bedeutungstragend sind.

Nun haben wir diesen Roman in einer neuen Übersetzung des 21. Jahrhunderts vorliegen. Was macht den Roman für das heutige Publikum interessant und relevant?

STEFAN WELZ: Das ist natürlich subjektiv. Für mich ist die historische Dimension – sowohl was Musik anbelangt, als auch diese regionalgeschichtliche Seite – sehr faszinierend. Ich finde das kosmopolitische Panorama aufschlussreich, das Richardson aufzeigt. Ich bin von Hause aus Anglist und darum interessieren mich diese Austauschmöglichkeiten zwischen Engländern, Amerikanern, Australiern und Deutschen, die in dem Roman behandelt werden. Darüber hinaus ist auch diese psychologische „Tiefenbohrung“ spannend, was diese Liebesbeziehung anbelangt. Durch die Ge-

samtkomposition – die regionalhistorische, die musikalische und die psychologische Dimension – ist der Roman so eindrucksvoll. Ich denke, *Maurice Guest* hat wirklich seinen Platz in dieser Zeit.

FABIAN DELLEMANN: Meine Vermutung war, dass der Roman vor allem bei gut-situierten Bildungsbürgern mittleren Alters ankommen wird, die sich dieses Buch dann teils aus Pflichtschuldigkeit kaufen. Ich war dann überrascht, begeisterte Stimmen von jüngeren Personen zu hören. Das liegt vielleicht auch an dieser – wenn man es so nennen möchte – Liebesgeschichte, dieser Obsession, dieser Abhängigkeit und gleichzeitigen Befreiung – ohne zu sagen, dass diese junge Frau, in die sich Maurice verliebt, wirklich emanzipiert wäre. Das ist sie meiner Meinung nach eben nicht: Sie lebt in ständiger Abhängigkeit, ist aber schon sehr eigenwillig, wie sie ihr Leben gestaltet. Sie ist eine zwiespältige und damit für heutige Leserinnen und Leser auch interessante Figur. Der Engländer Maurice hingegen ist ein Anhänger des romantisch-sentimentalen Ideals von einer Frau, dem Louise absolut nicht entspricht. Das ist auch der Konfliktpunkt in ihrer Beziehung: dass sie völlig unterschiedliche Lebensentwürfe haben und vollkommen verschiedene Vorstellungen davon haben, was es heißt, mit jemandem in einer Beziehung zu sein. Und dieser Clash ist auch heute, noch oder wieder, aktuell.

*Die Fragen stellten David Leuenberger
und Frank Kaltoven.*

*Das ungekürzte Interview finden Sie auf
www.mitteldeutsches-magazin.de*

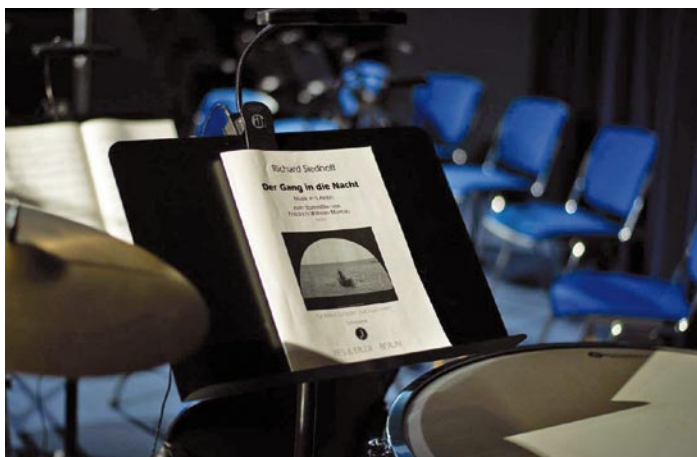
*Die Neuübersetzung ist bei der Connewitzer
Verlagsbuchhandlung in Leipzig erschienen:*

*Henry Handel Richardson:
Maurice Guest
zwei Bände, 860 Seiten
Preis: 50 Euro*

Der Gang ins Kino. Von der Musikalität früher Filme

Vor 100 Jahren feierte der Stummfilm *Der Gang in die Nacht* Premiere. Der Weimarer Stummfilm-Pianist Richard Siedhoff hat 2016 eine Orchestermusik für den Film komponiert. Ein Blick auf einen Klassiker des frühen Kinos.

von Richard Siedhoff



Das Kino vor 100 Jahren steckte schon lange nicht mehr in den Kinderschuhen. Und obwohl es noch fast ein Jahrzehnt ohne hörbare Sprache auskommen musste und eine realistische Farbwiedergabe noch viel länger auf sich warten ließ, hatte es eine Qualität erreicht, die es einerseits zum Unterhaltungsmedium Nummer eins für die Massen werden ließ und andererseits zahlreiche Künstler, Intellektuelle und Handwerker – Schauspieler, Regisseure, Maler, Ausstatter, Fotografen, Autoren und Musiker – für sich vereinnahmte.

Das Kino nach dem Ersten Weltkrieg trieb allorts zahllose Blüten, von denen die meisten heute vergessen, verloren oder übersehen sind. In Deutschland waren einige der produktivsten erfolgreichsten Regisseure um 1920 z.B. Richard Oswald, Ernst Lubitsch, Joe May, Rudolf Biebrach, Otto Rippert, E. A. Dupont, dann Paul Wegener für seine märchenhaften Filme und der auf Serienfilme und Detektivspektakel spezialisierte Max Obal. Einen Namen machte sich auch mehr und mehr Fritz Lang, der 1921 mit *Der müde Tod* seinen Durchbruch hatte

und dem Ansehen des deutschen Films im Ausland zu Aufschwung verhalf.

Ein Anderer war Friedrich Wilhelm Murnau, dessen Weltkarriere noch vor ihm lag. Heute zählt er zu den wichtigsten Regisseuren des „Weimarer Kinos“. Sein *Nosferatu. Eine Symphonie des Grauens* (1922) lehrte Generationen von Kinogängern das Fürchten, sein *Phantom* (1922) übertrug die Hauptmann'sche Romanvorlage in einen intimen wie sensationellen Bilderreigen, sein *Der letzte Mann* (1924) revolutionierte das Kino in der Beweglichkeit der Kamera und brauchte keine Zwischentitel mehr, sein *Faust. Eine deutsche Volkssage* (1926) setzte tricktechnische Maßstäbe und mit seiner US-amerikanischen Produktion *Sunrise* erlangte er 1927 gar die höchste aller Ehrungen: den Oscar für den besten Film. Heute verwundert es, dass die ersten sechs Filme des Regisseurs verschollen sind. Dies verdeutlicht jedoch nur, dass „Film“ anfangs nicht für die Ewigkeit

gemacht wurde. Die Industrie dahinter wollte immer neuen Stoff, daher wurden die Kopien abgespielter Filme wieder eingeschmolzen – Materialgewinnung für neue Kopien. An Filmarchive war noch nicht zu denken. Etwa 95 Prozent der gesamten Stummfilmproduktion gilt heute als verschollen. Somit ist es eher ein Glück, dass wir heutzutage so viele der frühen Meisterwerke überhaupt sehen können. Darunter nun auch ein weiteres Kleinod, die siebte Regiearbeit Murnaus und sein frühester erhaltener Film: *Der Gang in die Nacht* (1921).

Die 2015/16 restaurierte Filmfassung des Filmmuseums München zeigt einen erstaunlich souveränen Murnau-Film. Kein Meisterwerk wie seine späteren Filme, aber doch unter Berücksichtigung seiner Zeit ein Werk aus Meisterhand. Euphorische Kritiken der Zeitgenossen rühmten das dezent und wenig effekthaschend inszenierte und eindruckvoll gespielte Kammerstück. Das Drehbuch von Carl Mayer trägt in seinen fünf Akten Züge antiker Dramen, verlagert den Kontrast zwischen Stadt und Land in das bürgerliche Milieu eines Arztes. Willy Haas, einer der wichtigsten Filmkritiker seiner Zeit, zeigte sich begeistert: „Das Manuskript hat Carl Mayer verfaßt – ein Dichterwerk; nichts weniger. Die Technik des Filmes gehorcht ihm auf

den Druck einer Fingerspitze. Unglaublich, wie er über Passagen wegeilt, drängelnd, atemlos, mit zwei Andeutungen. Wundervoll, wie er anderswo wieder zu verweilen weiß, unbesorgt, fast hartnäckig, etwa wenn die Lichter von Autos über den verregneten Asphalt einer dunklen Großstadt gleiten, oder wenn das Meer wühlt, oder wenn blaß die Sonne sich auftut“, so der Filmkritiker und Filmautor in einer zeitgenössischen Besprechung.

Grund genug für mich, für diesen Film eine Kammer-Orchestermusik zu schreiben, die 2017 vom Metropolis Orchester Berlin unter der Leitung von Burkhard Götze aufgezeichnet wurde und in gleicher Konstellation am 1. Dezember 2018 ihre Uraufführung im Zeughauskino Berlin fand. Prozentual gesehen war nur sehr wenigen Filmen während der Stummfilmzeit eine eigens komponierte Musik vergönnt. Normalerweise kompilierten die Kapellmeister der Kinos eine passende „Illustration“ auseinemnach Filmsituationen geordneten Musikkatalog, bestehend zumeist aus Versatzstücken des klassisch-romantischen Konzertrepertoires, zeitgenössischen Schlagern und Salonmusiken. Eifrige Kinokapellmeister wie Giuseppe Becce nahmen sich jedoch besonders wichtiger Filme im Auftrag der Produzenten oder nur aus Eigeninteresse an und schrieben für sie

eine passende Musik. Man bedenke: bis zur Einführung des Tonfilms war Filmmusik bzw. Kinomusik Live-Musik, also Konzertmusik, und je größer die Spielstätte, desto größer die Kinokapelle – in großen Lichtspieltheatern wurde man zur Blütezeit mit einem sinfonisch besetzten Orchester beglückt!

Murnaus Frühwerk

Die melodramatische Handlung von Murnaus *Der Gang in die Nacht* ist durchaus modern. Dr. Eigil Börne, ein angesehener Arzt, lässt seine Verlobte für eine naiv-laszive Tänzerin namens Lily im Stich und zieht mit ihr an die stürmische See. Als Landarzt gibt er einem mysteriösen blinden Maler (übrigens das Pendant zu einem tauben Komponisten) das Augenlicht wieder. Beim ersten Blickwechsel des Geheilten mit der Tänzerin verfallen die beiden einander in unaufhaltsamer Liebe. Jahre später ist der Arzt ein erfolgreicher Spezialist der Augenheilkunde, jedoch innerlich durch die Erfahrungen gebrochen. Als der Maler neuerlich zu erblinden droht, bittet die Tänzerin den Arzt, ihm erneut das Augenlicht wiederzugeben. Der Arzt rächt sich im Affekt, indem er als Preis dafür den Freitod der Tänzerin fordert. An ihrem Totenbett lehnt der Maler eine weitere Augenbehandlung ab, und geht „zurück in seine Nacht“. In dieser Handlung nimmt



Uraufführung der Filmmusik von Richard Siedhoff unter Leitung von Dirigent Burkhard Götze im Zeughauskino Berlin (2018).

Murnau Motive vorweg, die er in seinen Meisterwerken wieder aufgreifen sollte: Die Liebesaffären an der Küste erinnern an *Sunrise* und den ersten Auftritt des blinden Malers setzt Murnau ebenso mysteriös in Szene, wie ein Jahr später den Vampir Graf Orlok in *Nosferatu*. Auch der nasse Asphalt, in den er den *Letzten Mann* in tiefen nächtlichen Straßenschluchten verschwinden ließ, klingt hier bereits als inszenatorisches Element an. Wenn Dr. Börne aus dem Hause Lilys kommt und noch einmal unheilahnend hinaufblickt, hört man als Zuschauer förmlich die letzten Tropfen auf dem Asphalt plätschern und spürt die Luft nach dem Regen – betörend und beklemmend zugleich. Die Bilder sind gekonnt komponiert und die Interieurs bemerkenswert ausgeleuchtet: Dezent und impressionistisch die Raumfluchten der Boudoirs und kontrastreich wie expressi-

onistisch die dunklen und düsteren Landhaus-Szenarien.

Ein musikalisches Drama

Murnau beweist in seiner Art der Montage und Erzählweise, dass er ein sehr musikalischer Regisseur war. Der Untertitel „Symphonie“ bei *Nosferatu* beweist es einmal mehr. Umso reizvoller erschien es mir, die optische Komposition mit einer akustischen zu verschmelzen. Das Drehbuch des legendären „Film-Autors“ Carl Mayer (u.a. *Das Cabinet des Dr. Caligari*, 1919; *Der letzte Mann*, 1924) trägt in seinen fünf Akten Züge antiker Dramen und ist ergreifend poetisch geschrieben. Wer die Gelegenheit hat, einen Blick in das erhaltene Manuskript zu werfen, wird erstaunt sein: Mayers Beschreibungen der Filmbilder sind künstlerisch, hochromantisch, kantig und einprägsam zugleich und dabei immer zielführend geschrie-

ben und scheinen in der Tradition der Regie-Bücher für Theater und Pantomimen zu stehen.

Für Murnau war dies eine Steilvorlage und er bediente sich stilistisch eifrig an den einst so populären Meisterwerken des skandinavischen Stummfilms. In seiner Bildsprache greift er auch immer wieder Motive eines Caspar David Friedrich auf: Das sturmgepeitschte Meer wird zum wesentlichen Akteur einer Küstenlandschaft, welche sich süßlich berauschend um Liebeszenen schmiegt oder grausam tobend das unentrinnbare Schicksal begleitet. Schicksalhaft ist auch Murnaus Filmmontage: Im Wechsel von Spielszenen und Naturaufnahmen werden psychologische Zustände offenbart und der Film narrativ strukturiert. Der mystisch mit symbolträchtigen, stürmischen Naturaufnahmen arbeitende dritte Akt spielt dabei fast in Echtzeit: Er umfasst das Geschehen einer Stunde. Bedauerlicherweise galt dieser Akt bis in die 1980er Jahre als verschollen, womit der Film über Jahre seines Herzstücks und seiner Dramaturgie beraubt war. Nach dem Zweiten Weltkrieg existierte nur ein Frag-

ment des Films: Das originale Kameranegativ war zwar aufgetaucht, doch enthielt es keine Zwischentitel mehr (diese wurden in den Kopieranstalten auf einer separaten Rolle gelagert, um gesondert eingefärbt zu werden). Außerdem fehlte der dritte, zentrale Akt des fünftaktigen Dramas. Erst in den 1980er Jahren konnte der Filmhistoriker Enno Patalas vom Filmmuseum München den fehlenden Akt in der Sammlung des Gosfilmofond in Moskau lokalisieren. Er setzte einige Zwischentitel in den Film ein, die er nach spärlichen Quellen und einigen Drehbuchseiten sicher benennen konnte. Nun war der Film zwar fast vollständig, doch immer noch unverständlich – und nur schwarzweiß.

Erfolgreiche Restauration

2015/16 konnte das Filmmuseum München unter Stefan Drößler den Film erneut und erfolgreicher rekonstruieren und damit nicht nur Murnaus frühe Regiemeisterschaft belegen, sondern auch die großartige Kameraführung erstmals wieder richtig sichtbar machen. Das Drehbuch Carl Mayers war inzwischen vollständig aufgetaucht und ermöglichte – trotz zahlreicher Abweichung von Murnaus Filmfassung – im Abgleich mit zahlreichen Zeitungskritiken der Entstehungszeit die Rekonstruktion des Filmablaufs sowie der Texte der Zwischentitel. Die digi-

tale Bildrestauration anhand des Kameranegativs, also des Ausgangsmaterials erster Generation, verdeutlicht beeindruckend, auf welchem hohen fotografischen Niveau das Kino sich um 1920 bereits befand. Nur selten hat man heute noch das Glück, einen so alten Film in so hervorragendem Zustand zu erleben. Die Ironie der Geschichte: Das kaum abgenutzte Kameranegativ zeugt davon, dass damals nur wenige Kopien gezogen wurden. Andere Filme, die länger und mehr rezipiert wurden, sind oft schlechter erhalten. Auch wurden nun die zeitgenössischen Einfärbungen (sog. Viragen) wieder berücksichtigt, wie sie zur Entstehungszeit des Films im Kino alltäglich waren: eine dramaturgisch unabdingbare Einfärbung zur Kennzeichnung von Tageszeiten und zur Abgrenzung der verschiedenen Szenerien. Die neue Restaurierung macht den *Gang in die Nacht* wieder zu einem authentischen Film, der mit den bisher verfügbaren Schwarzweiß-Ruinen nichts mehr gemein hat.

Seit 2016 ist *Der Gang in die Nacht* wieder als stilistisch überaus vollendeter Film zu sehen, der auch nach einer adäquaten Musik verlangte und dessen Vertonung mich ob seiner Vielseitigkeit reizte. Sicher hätte es im Jahre 1921 niemand für sinnvoll erachtet, einer kleinen Produktion wie dieser eine



Richard Siedhoff (Jg. 1987) lebt in Weimar und ist freiberuflich als Stummfilmpianist, Theatermusiker und Komponist tätig. Er arbeitete als Cutter und studierte Musikwissenschaft, Kulturmanagement und Filmwissenschaft in Weimar, Jena und Leipzig. Mehrere seiner Kompositionen für Stummfilme wurden bereits international auf DVD und Blu-ray veröffentlicht, darunter auch seine Orchestermusik für Murnaus *DER GANG IN DIE NACHT*, eingespielt vom Metropolis-Orchester Berlin unter Leitung von Burkhard Götze (auf DVD in der Edition Filmmuseum). 2020 erhielt Siedhoff den ersten Deutschen Stummfilmpreis für seine Rekonstruktion der originalen Orchestermusik zu Paul Wegeners *DER GOLEM, WIE ER IN DIE WELT KAM*. Derzeit arbeitet er an einer Orchestermusik zu Fritz Langs *DER MÜDE TOD*.

eigene Komposition zu widmen. Heute ist die Gewichtung anders und eine gute Musik kann auch aus einem kleineren Film ein Werk von Format schaffen. Das war mein Ansinnen und mein Experiment.

Bei meiner Orchesterkomposition zu *Der Gang in die Nacht* stützte ich mich auf leitmotivische Prinzipien und kompositorische Techniken, wie sie in den 1920er Jahren in der Filmmusik üblich waren. In meiner Musik kommen etwa 20 Leitmotive und -themen vor sowie einige nur einmalig auftretende, szenengebundene Musikpassagen. Eklektizistisch mal in einem spätromantischen Klangduktus schwelgend, bediente ich mich ebenso an moderneren Musikströmungen der 1920er Jahre einerseits und zeitgenössischen Tanzmusiken andererseits. In einer absoluten Verzahnung mit der Filmfassung erarbeitete ich daraus eigene musikalische Freiräume, ohne den Film aus den Augen zu verlieren. Eingängige Themen wechseln sich mit illustrativ-temperamentvollen Passagen ab, fließen ineinander, schaffen Sinnzusammenhänge und führen den Zuschauer durch alle emotionalen Höhen und Tiefen des Filmwerks, dessen Zugang ich dem heutigen Publikum hoffentlich besser eröffnet habe. Ob es gelungen ist, darf der Zuschauer bzw. -hörer selbst entscheiden.

Mit dem Film im Einklang

Burkhard Götze ist Dirigent und Arrangeur und leitet das von ihm ins Leben gerufene Metropolis Orchester Berlin. Im Interview erläutert er die Besonderheit von Stummfilm-Musik und ihren Reiz für Orchester-Dirigenten.

MdM: Herr Götze, was sind die Herausforderungen an einen Stummfilm-Dirigenten?

GÖTZE: Mehr als bei allen anderen Bereichen der klassischen Musik ist für einen Stummfilm-Dirigenten ein höchst präzises Tempoempfinden erforderlich, denn die genaue Synchronisation mit dem Film ist jedes Mal eine Herausforderung. Jede Ungenauigkeit kann bei einem Film mit rascher Schnittfolge böse Folgen haben: Ist man beispielsweise noch mit der Musik zur Liebesszene beschäftigt, während bereits die Verfolgungsjagd in vollem Gange ist, wird auch dem unmusikalischsten Zuschauer auffallen, dass etwas nicht stimmt. Das setzt zunächst voraus, dass man den Film sehr gut kennt, um auf jedes Geschehen reagieren zu können. In jeder Stummfilm-Partitur gibt es dafür zahlreiche Synchronangaben, die die Handlung genau beschreiben. Es ist schon eine ziemliche Konzentrationsleistung, solch einen Film zu dirigieren, denn man muss ständig den Film, die Noten und die Musiker im Blick haben, Einsätze geben, Tempowechsel deutlich anzeigen und vorbereiten, oft Filmereignisse, sei es ein Kuss, ein Autounfall, ein Sprung ins Wasser oder eine Explosion, punktgenau zusammenbringen, was immer besonderen Spaß macht – wenn's gelingt.

In der Stummfilmzeit gab es die Diskussion, ob Filmmusik illustrativ oder kontrapunktisch arbeiten sollte. Wie sehen Sie das heute und welche Rolle spielen moderne Musikströmungen wie zeitgenössische Musik oder gar Rock- und Popmusik?

Ich persönlich bevorzuge die Komponisten, die sich atmosphärisch und stilistisch jener Zeit nähern, in der diese Filme entstanden sind und völlig vom Film her denken. Meist sind diese Komponisten gleichzeitig große Filmkenner und Stummfilm-Experten und interessieren sich für weit mehr als nur für die Musik. Bei vielen zeitgenössischen Kompositionen hingegen habe ich oft den Eindruck, dass sie am Film und den Handlungsebenen ziemlich vorbei geschrieben wurden und eher eine eigene Atmosphäre erschaffen, als die Atmosphäre des Films erlebbar zu machen. Ganz

problematisch finde ich es allerdings, wenn Stummfilme wirklich für Klangexperimente „benutzt“ werden und sich das Verhältnis völlig umdreht – die Musik den Film über-tönt und er zu einer Art optisches Beiwerk verkümmert. Ich bin der Ansicht, dass gute Filmmusik immer dem Film dienen muss, ihn besser verständlich machen und die Gefühlsebene des Films verstärken sollte.

Ist heute noch so etwas wie eine „historische Aufführungspraxis“ möglich?

Das möchte ich unbedingt mit Ja beantworten, denn das versuche ich, seit ich mich mit Stummfilmmusik beschäftige. 2017 gründete ich mit dem Metropolis Orchester Berlin ein Ensemble, das sich zur Aufgabe gemacht hat, die historische Aufführungspraxis von Kinomusik neu zu entdecken. Kinomusik ist der Begriff jener ganz eigenen Musikgattung, die sich mit dem Stummfilm in nur 30 Jahren entwickelte und dann, als der Tonfilm kam, wie über Nacht verschwand. Kinomusik bedeutet auch nicht ausschließlich nur Stummfilmmusik, sondern auch die Gestaltung von Vorprogrammen, mit Wochenschauen und Cartoons, aber auch mit Beiträgen aus Kabarett, Theater, Unterhaltungsmusik, Gesang und Tanz.

Mit dem Metropolis Orchester stehen wir im regen Austausch mit Historikern, Filmwissenschaftlern, aber auch richtigen Enthusiasten der Stummfilmära wie Bohème Sauvage in Berlin. Mit Richard Siedhoff haben wir das Glück, einen *Composer in Residence* zu haben, der ein Garant für hochqualitative Stummfilmmusik ist, die sich den überlieferten Originalmusiken jener Zeit stilistisch ganz bewusst annähert. Immer wieder arbeiten wir auch mit Sängern, Chansonnières, Tänzern oder auch Conférenciers zusammen und lassen uns für das Publikum neue Sachen für unterhaltsame Vorprogramme einfallen. Denn Kino war in erster Linie schon immer vor allem Unterhaltung, auch wenn man sich wünscht, dass Stummfilm und Kinomusik auch von kulturwissenschaftlicher Seite

viel mehr als eigenständige Kunstform anerkannt würden.

Welche Stummfilme schreien förmlich nach einer musikalischen Wiederentdeckung? Gibt es neue Funde oder Schätze, die noch irgendwo schlummern?

Kaum von der Öffentlichkeit bemerkt wurden in den letzten Jahren tatsächlich einige Schätze von Originalmusiken geborgen, die fast hundert Jahre unbemerkt in Archiven oder Sammlungen vor sich hin schlummer-ten. 2018 beispielsweise konnte Richard Siedhoff die großartige Originalmusik zu Paul Wegeners berühmtem *Golem*-Film von 1920 wiederentdecken und rekonstruieren, die vom weitgehend unbekanntem Filmkomponisten Hans Landsberger stammt. Das Werk konnte ich mit dem Filmorchester Babelsberg einspielen und in der Kammerorchesterefassung mit der Staatskapelle Weimar im vergangenen Jahr aufführen. Dann tauchte 2019 im Zuge der Filmrestaurierung von Lupu Pick's *Sylvester* die Originalmusik von Klaus Pringsheim in Kanada wieder auf und wurde bereits von Frank Strobel und dem MDR-Sinfonieorchester eingespielt. Und ich selbst hatte das Glück, dass mir Ende letzten Jahres der Klavierauszug zu Ernst Lubitschs *Sumurun* mit der Originalmusik von Victor Hollaender in die Hände fiel. Ich orchestriere sie gerade neu und hoffe, sie bald der Öffentlichkeit vorstellen zu können. Man könnte also momentan von einer Art Goldgräberstim-mung sprechen, zu entdecken sind Werke von Komponisten wie Friedrich Hollaender, Ernst Riege, Wilhelm Löwitt, Edmund Meisel, dem erwähnten Hans Landsberger. Und das sind nur Komponisten aus Deutschland. Interessant wäre auch, in den Filmnationen Italien, Frankreich, USA, England, Russland und auch in Osteuropa nach verschollenen Originalmusiken zu Stummfilmen zu suchen. Da wartet bestimmt noch einiges auf seine Entdeckung.

Das vollständige Interview finden Sie auf www.mitteldeutsches-magazin.de

Kurze Unterbrechung?

Die Kulturszene hatte es schwer im Jahr 2020 – auch die bunte Kurzfilm-landschaft in Mitteldeutschland. Unsere Redaktion lässt Festival-Teams und Filmschaffende zu Wort kommen und ihre Pläne für 2021 vorstellen.

Mitteldeutschlands Kurzfilmszene ist höchst lebendig und vielfältig: In einem normalen Jahr können geneigte Zuschauer problemlos im Monatstakt Festivals, Events oder Filmabende mit Kurzfilmprogrammen besuchen. Natürlich waren bzw. sind 2020 und 2021 keine „normalen“ Jahre. Durch die Schließung der Kinos im Zuge der Corona-Pandemie fiel der wichtigste Ort für den Filmvertrieb und den Austausch über Filme weg; Kontaktbeschränkungen haben die oftmals kollektive, von Präsenz abhängige Filmproduktion für viele Kreative erschwert.

Wir haben verschiedene Kurzfilmmacherinnen sowie Organisatoren von Kurzfilmfestivals aus Mitteldeutschland gefragt, wie sie den Herausforderungen der Pandemie begegnet sind, welche alternativen Wege sie gefunden haben, um die mitteldeutsche Kurzfilmkultur lebendig zu erhalten, welche Perspektiven sie für diese in der noch unsicheren (Post-Pandemie-)Zukunft sehen und was sie sich von ihrem Publikum und von der Politik wünschen.

Internationales Kurzfilmfestival **cellu l'art, Jena**

Christoph Matiss, Vorsitzender des **cellu l'art** e.V., über das Pandemie-Jahr des Jenaer Kurzfilmfestivals:



Foto: © **cellu l'art-Festival Jena** e.V.

Als die Pandemie zu Beginn des letzten Jahres auch Deutschland erreichte, zerschlug sich rasch der Plan, unser 21. Festival im April durchführen zu können. Wir wechselten in einen vollkommen neuen Modus aus Online- und TV-Experimenten, Hygienekonzepten und dem verzweifelten Versuch, ein Vereinsleben remote hinzubekommen. Das Festival 2020 fand letztlich in Online-Form im Dezember statt. Dabei bestätigte sich leider deutlich, dass Film ins Kino gehört und ein Live-Erlebnis sein sollte.

Daher wird der (reine) Abstecher ins World Wide Web ein einmaliges Experiment bleiben. Stattdessen wollen wir sobald wie möglich wieder Events in Präsenzform machen – und nicht zuletzt mit den Filmmacher*innen aus Mitteldeutschland über die spannenden Hintergründe und Anekdoten ihrer Filme sprechen.



Foto: © Larissa Barth

Nina Hopf

lebt, arbeitet und studiert in Weimar. Animation, Zeichnung und Druckkunst sind ihre bevorzugten Medien. In ihrer Arbeit versucht sie, diese zusammenzuführen und beschäftigt sich dabei mit Vorgängen ihrer direkten Umgebung.

Die Pandemie hat sich besonders auf meine räumliche Situation und dadurch auf meine Arbeit ausgewirkt, da ich vorher Arbeitsräume der Universität in Anspruch nehmen konnte. Durch die pandemiebedingte Schließung war das aber leider nicht mehr möglich – kurze Ausnahme war der Herbst. Meine filmischen Arbeiten liegen daher auf Eis, was mich aber zum Glück nicht so hart trifft, da ich viel mit Animationstechniken experimentiert habe und nach der Pandemie einfach wieder dort einsetze, wo ich aufgehört habe.



Foto: © Fee Knoche

Carina Krause

kommt aus Wasungen in Thüringen. Sie absolviert das Dualstudium Mediendesign an der DHBW Ravensburg und hat ihren Ausbildungsbetrieb bei der Kreativagentur Admoderate in Bad Liebenstein (Wartburgkreis).

Der Animationsfilm *Contagious Loneliness* entstand im Sommer 2020 in Zusammenarbeit mit meinen Kommilitoninnen Anna Schorpp und Carla Mietzner. Der Film handelt von einer Frau, die ihren Wunsch nach Berührungen und Nähe schlagartig beiseitelegen muss. Der Verlust und die Veränderungen ihrer vertrauten Umgebung bringen sie an ihre Grenzen.

Die Umstände der Pandemie und die Situation, in der sich viele Menschen befanden

und immer noch befinden, hat uns motiviert, einen Film darüber zu machen: Wir finden die Dichotomie von der Angst vor Berührungen und dem Verlangen danach sehr interessant. Zudem kann sich mittlerweile fast jeder in diese Situation hineinversetzen.

Dadurch, dass wir einen Animationsfilm gemacht haben, hatten wir keine allzu großen Einschränkungen bezüglich der Organisation und konnten gut zum Teil getrennt voneinander arbeiten.

Foto: © Matthias Ritzmann



Alina Cyranek

arbeitet als Autorin, Regisseurin und Produzentin in Leipzig. Sie realisiert u.a. Dokumentar- und Animationsfilme verschiedener Längen und Formate.

Die Arbeit am Animadok *Hotel Astoria* konnte im Frühjahr 2020 trotz der Einschränkungen weitergehen. Die Animations-technik machte Homeoffice möglich. Traurig und enttäuschend waren jedoch die ersten Vorführungen bei renommierten Festivals, die entweder mit Mini-Publikum oder gleich online stattfanden. Viele Filme versinken so ohne Publikumskontakt in den Archiven. Das wird 2021 wohl ähnlich sein. Die Zeit war aber auch eine Regeneration, ein Durchatmen, um Kapazitäten für Neues zu schaffen. Stillstand gibt es für mich nicht.

Internationales Kurzfilmfestival Monstronale, Halle (Saale)

Christian Schunke von der Festivalleitung des Monstronale Filmfestivals über Erfahrungen aus 2020 und Pläne für 2021:



Foto: © Jessen Mordhorst

Das Jahr 2020 war ein schwieriges. Wir mussten das für März geplante Festival auf Oktober verlegen und online austragen. Herausforderungen waren das Umdenken von Publikums- zu Online-Festival, das Einholen der Autorisierung der Filmemacher zum Online-Screening sowie Fragen der Online-Sicherheit. Das Livestreaming der Wettbewerbe aus einem befreundeten Kino war leider traurig, da wenig Kinostimmung aufkam. Ein Vorteil der digitalen Variante war aber, dass wir internationalen Filmemachern ermöglichen konnten, die Filme zu sehen.

Die Perspektive für Festivals sehen wir in einer Verbindung von Publikums- und Online-Event: Die Monstronale 2021 wird hybrid stattfinden und hoffentlich für die Zuschauer das Kinogefühl zurückbringen. Als einziges internationales Kurzfilmfestival in Sachsen-Anhalt wünschen wir uns, stärker von der Politik mit unseren auch finanziellen Problemen wahrgenommen zu werden. Unseren Zuschauern und kulturinteressierten Menschen sagen wir: Bleibt aufmerksam, vor allem gegenüber eurem kulturellen Umfeld. Wir setzen unsere Arbeit fort und freuen uns auf das Festival im Oktober!



Foto: © L.Reher/ Kurzsuechtig

Mitteldeutsches Kurzfilmfestival KURZSUECHTIG, Leipzig

Corinna Schulze (Projektleitung Festival) über die Herausforderungen und Hoffnungen für das KURZSUECHTIG in Leipzig

Durch die Pandemie konnte 2020 das KURZSUECHTIG nicht wie jedes Jahr im April stattfinden. Wir verschoben in den August. Die größte Schwierigkeit bestand zunächst darin, eine neue Location zu finden, da fast alle Veranstaltungen in den Sommer bzw. Herbst verlegt wurden und entsprechend große Nachfrage bei den großen Kulturhäusern bestand. Wir hatten Glück, dass trotz der Verschiebung alle Förderer, Sponsoren und Mitarbeiter dabei blieben. Letztendlich haben wir den Sommertermin mit vielen Open-Air-Veranstaltungen und dem Knüpfen neuer Partnerschaften ideal für uns genutzt und auch das Publikum hat uns unsere Mühen gedankt.

Die Situation des vergangenen Jahres bestimmt auch maßgeblich unsere Überlegungen für 2021. Auch dieses Jahr verschieben wir in den August - in der Hoffnung, dass bis dahin wieder Veranstaltungen möglich sein werden. Die größte Gefahr sehen wir darin, dass kleinere Abspieldhäuser die lange Zeit der Schließung vielleicht nicht überstehen werden. Filme wurden bisher weiterhin produziert; für 2021 hatten wir ähnlich viele Filmeinreichungen wie gewohnt. Aber was passiert, wenn es kaum noch kleine Kinos gibt, in denen besondere Formate wie Kurzfilmprogramme und regionale Filmfestivals gezeigt werden können?

Design-Nachwuchs mit Anspruch

Die Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle zählt zu den größten Kunsthochschulen in Deutschland. Zu den regelmäßig vergebenen Auszeichnungen der Hochschule gehört seit 2012 der in mehreren Kategorien vergebene Giebichenstein Designpreis.

Die Trophäe aus rotem Porphyr – dem Gestein des Massivs, auf dem die Burg Giebichenstein über der Saale thront – erhielt Ende 2020 unter anderem Jo-Fabius Kossak. Er wurde in der Kategorie „Beste Kommunikation“ für seine Publikation *Abgelöst* ausgezeichnet, die sich mit der Kunst handgemalter Kinoplakate befasst. Gleich drei Preise erhielt Verena Zimmermann für ihr taktiles Kinderbuch *Zwei Ameisen auf Reisen* für Blinde und Nicht-Blinde: den Grassi Nachwuchspreis, den Preis der Kunststiftung des Landes Sachsen-Anhalt sowie einen Preis des Stadtmuseums Halle.

Wir ließen die beiden Prämierten in ihren eigenen Worten die Gedanken und Motivationen hinter den preisgekrönten Designprojekten zu Papier bringen:

Wie Gedichte erfühlbar werden und Teilhabe für alle ermöglichen

Denken wir zurück an unsere Kindheit und unser Kinderzimmer: Die Regale gefüllt mit den unterschiedlichsten Geschichten – mal spannend, mal lustig, aber vor allem mit zahlreichen Illustrationen. Vielleicht kommen uns dabei unsere Lieblingsbilderbücher in Erinnerung, die wir stundenlang durchgeblättert haben und durch deren Bilder wir in fantastische Welten geglitten sind.

Mit Büchern aufzuwachsen ist ein Privileg und es bedeutet, Geschichten zu erfahren, in andere Welten einzutauchen, zu entdecken, zu lernen und zu wachsen. Doch das können nicht alle Kinder erfahren. Es gibt kaum Bilderbücher, die eine Teilhabe für alle ermöglichen. Doch was bedeutet das eigentlich? Aus einer gestalterischen Perspektive heraus bedeutet es, beispielsweise nach den Kriterien des sogenannten „Universellen Designs“ zu arbeiten, also eine Gestaltung umzusetzen, die für alle Menschen mit ihren individuellen Bedürfnissen und Fähigkeiten nutzbar ist.

Für mich als angehende Designerin ist diese Auseinandersetzung wichtig, schließlich gestalte ich die Welt mit und habe damit eine konkrete Verantwortung den Dingen gegenüber, die durch und mit mir entstehen. Daher stellen sich für mich in diesem Zusammenhang viele Fragen – vor allem danach, welchen ehrlichen Mehrwert es für diejenigen geben kann, die im gestalterischen, aber auch gesellschaftlich-öffentlichen Diskurs meist vergessen werden. Ehrlich gesagt gibt es bereits genug unnötige Produkte auf dem Markt. Mich dort einzureihen liegt mir daher sehr fern.

Unser Semesterthema im ersten Coronasemester Sommer 2020 lautete: „Zeit zu Lesen – Leselust statt Lesefrust“. Für mich stand schnell fest, dass ich ein Buch für sehende und blinde Kinder gleichermaßen gestalten möchte. Ich hatte zuvor ein Projekt für Blinde im öffentlichen Raum konzipiert und mich daher bereits mit Gestaltung für Blinde auseinandergesetzt. So wusste ich um den enormen Mangel an inklusiven Büchern. Gut gestaltete Bücher, die sowohl an die

Zwei Ausgezeichnete des GiebichenStein Designpreises berichten über Motive und Inspirationen hinter ihren preisgekrönten Projekten.



Bedürfnisse von Blinden und Sehenden angepasst sind, gibt es nur rund ein Dutzend. Dabei spielen taktile Bilderbücher, vor allem in der pädagogischen Arbeit mit blinden Kindern, eine zentrale Rolle. Durch sie lernen sie, dass Schrift Träger von spannenden Geschichten ist und die taktilen Illustrationen helfen, abstrakte Darstellungen zu verstehen.

So habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, ein barrierefreies Bilderbuch zu entwickeln und entstanden ist: *Zwei Ameisen auf Reisen*, ein Gedichtbuch für alle. Inhaltlich habe ich mich für Gedichte entschieden, weil es noch kein inklusives Gedichtbuch gibt. Die kurzen Gedichte, beispielsweise von Ringelnatz oder Morgenstern, erzählen kleine Geschichten von Tieren. Alle Tiere im Buch sind mit unterschiedlichem Material illustriert und so erfühlbar. In *Zwei Ameisen auf Reisen* lassen sich Nilpferde kitzeln und Eulen streicheln.

Die farbige Brailleschrift läuft unterhalb der Schwarzschrift, sodass ein gemeinsames Leseerlebnis ermöglicht ist. Dahinter steht der Gedanke, dass die Brailleschrift nicht unsichtbar sein soll, sondern bewusst als farbiges Gestaltungselement eingesetzt wird und ebenso selbstverständlicher Teil des Buchs ist.

Mit dem Projekt konnte ich im Rahmen des GiebichenStein Designpreises gleich drei Preise gewinnen. Mich bestätigen diese Auszeichnungen darin, weiterhin Gestaltung für alle zu ermöglichen. Ich habe schon zahlreiche Fortführungen von *Zwei Ameisen auf Reisen* im Kopf und hoffe, viele davon umsetzen zu können.

Verena Zimmermann studiert den Master „Spiel- und Lerndesign“ an der Burg Giebichenstein Kunsthochschule (Halle/Saale). Zuvor hatte sie ihren Bachelor im Fach „Integriertes Design“ an der Hochschule für Künste Bremen erworben. Beim GiebichenStein Designpreis 2020 wurde ihr Projekt „Zwei Ameisen auf Reisen“ gleich dreifach prämiert: mit dem Grassi Nachwuchspreis, dem Sonderpreis der Kunststiftung Sachsen-Anhalt sowie einem Sonderpreis des Stadtmuseums Halle.

Eine verlorene Kunst sichtbar machen



Meine Mutter war früher als Kinoplakatmalerin tätig. Die persönliche Erinnerung daran habe ich lange im Unterbewusstsein mit mir herumgetragen, ohne zu wissen, auf welche Art und Weise ich sie eines Tages einordnen könnte. Während meines Masterstudiums im Bereich Kommunikationsdesign an der Burg Giebichenstein begann ich, diese Erinnerung hervorzuholen und einen größeren Kontext in der Thematik zu suchen. Im Allgemeinen interessieren mich vor allem die gesellschaftlichen Konsequenzen von Technologisierung und Digitalisierung und ich habe in meiner Arbeit versucht, einen gestalterischen Zugang zu diesen Themen zu schaffen. Dabei fand ich es interessant, eine Geschichte wie die der

Leipziger Filmtheaterbetriebe GmbH zu beleuchten, um das Phänomen der beruflichen Ablösung durch Technologie zu thematisieren.

Ich verstehe das Projekt nach wie vor als nicht abgeschlossen. Eine große Herausforderung war, an originales Werbematerial zu kommen, was mir auch bis zum Schluss nicht gelungen ist. Die im Buch gezeigten Plakate stammen sowohl von analogen Fotoabzügen als auch aus digitalen Quellen von ehemaligen Mitarbeitenden. Genau das macht das zusammengestellte Bildmaterial so einzigartig und ist gleichzeitig Teil der Geschichte, weil damals die meisten bemalten Filmplakate direkt nach der Benutzung entsorgt wurden. Auch soll hierbei das Buch als ein überdauerndes Speichermedium dienen, in dem die Objekte physisch konserviert werden können.

Da ich gebürtiger Leipziger bin, ist die Perspektive des Erzählers im Buch sehr persönlich und mit Leipzig unmittelbar verwoben. Es war mir dabei aber wichtig, das Aufeinandertreffen verschiedener Generationen zu thematisieren. Die Plakate der Leipziger Filmtheaterbetriebe GmbH als historische Werbeform wurden daher zusammen mit weiterem Recherchematerial, wie beispielsweise drei MDR-Reportagen, der zeitgenössischen Perspektive des Erzählers mit Hilfe einer Fotostrecke des ehemaligen Werbeaters gegenübergestellt.

Der Designpreis für mein Projekt hat gezeigt, dass das Thema beruflicher Ablösung andere Menschen beschäftigt. Aktuell arbeite in meiner Masterarbeit an diesem Thema weiter. Damit zusammenhängend finde ich spannend, inwiefern das Internet das Verschwinden des Kinos beeinflusst und ob Film als Medium überhaupt auf dieselbe Art ohne Kino existieren kann. Das Filmplakat als Kommunikationsmittel führt eine ähnliche Koexistenz, da digitale Technologien nicht nur die Menschen abgelöst haben, sondern sich auch das Filmplakat und dessen Einsatz grundsätzlich verändert haben.

Jo-Fabius Kossack studiert den Master „Visual Strategies and Stories“ an der Burg Giebichenstein Kunsthochschule (Halle/Saale). Zuvor hatte er seinen Bachelor im Fach Produkt-Design an der Bauhaus-Universität Weimar erworben. Beim Giebichenstein Designpreis 2020 wurde sein Projekt „Abgelöst - fragmentarische Darstellung eines Leipziger Werbeaters“ in der Kategorie Beste Kommunikation ausgezeichnet. In seiner Abschlussarbeit widmet er sich dem Wandel des Kinobegriffes durch die Digitalisierung.

Die Archivalie der Ausgabe

Fürstliche Falkenkunde

Die Rubrik „Archivalie der Ausgabe“ wird die vielfältigen Sammlungen von Museen und Archiven der mitteldeutschen Region mit beispielhaften Exponaten präsentieren. Den Auftakt macht ein seltener Band aus der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar.

von Matthias Hageböck & Dr. Claudia Streim

Falconaria, Das ist/ Eigentlicher Bericht und Anleytung wie man mit Falcken und andern Weydtvögeln beitzen soll. So lautet der Titel eines in Pergament eingebundenen Buches aus dem Jahr 1617, das die Herzogin Anna Amalia Bibliothek jüngst von einem Berliner Antiquariat erworben hat. Das Wort „beizen“ ist mittelhochdeutsch und bedeutet „beißen“. Das Buch bietet also eine Anleitung, wie man mit Falken und anderen Vögeln auf die Jagd geht, um das Wild zu „beißen“.

Besonders im 17. Jahrhundert war die Falkenjagd an europäischen Fürstenhöfen sehr beliebt. Zweifellos war da ein Buch wie die *Falconaria* von 1617 ein Muss für die Hofgesellschaft, die der prestigeträchtigen Jagd nachging. Zumal es sich bei dem Buch um die deutsche Übersetzung eines französischen Klassikers der Falkenjagd *La Fauconnerie* von Charles d'Arcussia (ca. 1545-1628) handelt. D'Arcussia war ein außer-

© Klassik Stiftung Weimar



gewöhnlich erfahrener und begabter Falkner, der im Dienst der französischen

Vom **7. bis 21. Juni 2021** wird der repräsentative Falkenband im Foyer des Studienzentrums der Herzogin Anna Amalia Bibliothek ausgestellt. Bereits jetzt steht er in den Digitalen Sammlungen der Bibliothek zur Einsicht frei zur Verfügung:
<https://kurzelinks.de/4buu>.

Könige Heinrich IV. und Ludwig XIII. stand. Sein Werk erschien 1598 mit großem

Erfolg. Bis zur Mitte des 17. Jahrhundert wurde es zehn Mal aufgelegt.

Vor diesem Hintergrund wundert es nicht, dass die Spur des antiquarisch erworbenen Buches *Falconaria* an den herzoglichen Hof von Sachsen-Weimar führt. Auf den Pergament-Einband ist in Gold das Wappen der Herzöge von Sachsen-Weimar geprägt. Das lässt auf einen Buchbesitz der herzoglichen Familie oder Angehöriger des Weimarer Hofes schließen. Der mit seinen wenigen Verzierungen relativ schlichte Pergament-Einband gibt aber noch weitere Hinweise: Ein in Pergament eingebundenes Buch war in erster Linie zur alltäglichen Verwendung gedacht. Es war also kein Buch, das man zu Repräsentationszwecken in einer Schaubibliothek aufgestellt hatte, sondern eines, das benutzt werden sollte – ganz im Sinne seines Titels. Vielleicht gehörte dieses Ausbildungsbuch sogar dem Falkner eines Weimarer Herzogs, der die Falken ausbildete? Sicher ist, dass das Buch nun nach 400 Jahren an den Ort zurückkehrt, wo es erstmals genutzt wurde – und damit eine Lücke in der Weimarer Sammlung schließt.

Matthias Hageböck und **Dr. Claudia Streim** sind in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar tätig.

Kurz notiert

> Themenjahr: Freiraum für Bildung

Das Jahr 2022 wird in Leipzig unter dem Motto „Leipzig – Freiraum für Bildung“ stehen. Im Mittelpunkt steht dabei Leipzigs Rolle als Vorreiter in der Bildung der breiten Bevölkerung. Besonders im Fokus steht die Volkshochschule Leipzig, die ihr 100-jähriges Bestehen unter anderem mit einem Kulturfestival, einem Fotoprojekt und einer Ausstellung feiern will. Hinzu kommen Veranstaltungen u.a. in den Städtischen Bibliotheken, im Naturkundemuseum sowie im Stadtgeschichtlichen Museum. Es stehen 100.000 Euro bereit, um Veranstaltungen und Projekte zu fördern, die die vielfältigen Aspekte der Geschichte und Gegenwart der Bildungsentwicklung in Leipzig sichtbar machen. Die Stadt Leipzig setzt laut eines Ratsbeschlusses in Zukunft auf Themenjahre, die aktuelle Fragestellungen der Stadtgesellschaft aufgreifen. Das laufende Themenjahr 2021 heißt „Stadt der sozialen Bewegungen“.

> Kulturerbe werden

Derzeit können Bewerbungen für das Aufnahmeverfahren in das Bundesweite Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes eingereicht werden. Nominierungen für eine der internationalen UNESCO-Listen werden durch eine nationale Regierung bei der UNESCO eingereicht. Daher ist für die Nominierung einer Kulturform für eine UNESCO-Liste des Immateriellen Kulturerbes durch Deutschland als Vertragsstaat des UNESCO-Übereinkommens eine erfolgreiche Eintragung in diesem Bundesweiten Verzeichnis Voraussetzung.

Die Erstellung des Bundesweiten Verzeichnisses des Immateriellen Kulturerbes ist mit einem mehrstufigen Verfahren verbunden. Alle zwei Jahre findet eine Bewerbungsrunde statt. Die derzeitige Bewerbungsphase läuft bis zum 30. November 2021. Bewerbungsdossiers können während einer Bewerbungsrunde im entsprechenden Bundesland eingereicht werden.

Auch zivilgesellschaftliche Gruppen – sog. „Trägergemeinschaft“ – können Vorschläge zur Aufnahme in das Verzeichnis machen. Es besteht die Möglich-

keit, eine Kulturform für das Bundesweite Verzeichnis oder ein Modellprogramm für das Register Guter Praxisbeispiele der Erhaltung Immateriellen Kulturerbes vorzuschlagen.

> **Musikfest „Unerhörtes Mitteldeutschland“**

Normalerweise führt das Fest einmal quer durch Mitteldeutschland: In musikgeschichtlich bedeutsamen Einrichtungen werden kleine Konzerte gespielt und dadurch Orte jenseits der bekannten mitteldeutschen Großstädte in den Blick genommen. Dies erinnert an die bunte und vielfältige Geschichte der Region. Während die Veranstaltung im letzten Jahr ganz abgesagt werden musste, haben sich die Veranstalter dieses Jahr entschieden, ausgewählte Konzerte zu streamen. Beginnend mit einem Konzert im haleschen Dom sollen vom 25. Juni bis zum 04. Juli Werke vor allem weniger bekannter Künstler online vorgestellt werden. So bietet die Corona-Pandemie Zuhörern aus ganz Deutschland die Möglichkeit, Musik aus Mitteldeutschland – abseits von Bach und Liszt – kennenzulernen.

> **Coronajahr 2020: Bilanz der Kultur- und Kreativwirtschaft**

Die Krise als Chance – dieser Aussage würde wohl nur ein kleiner Teil der Selbstständigen im Bereich der Kultur- und Kreativwirtschaft zustimmen. In einer durch den Bundesverband Kreative Deutschland gemeinsam mit dem Netzwerk Promoting Creative Industries durchgeführten Umfrage unter den Betroffenen gaben über 80 Prozent von ihnen an, dass sie coronabedingte Umsatzrückgänge hatten. Auch rechneten sie damit, dass sich die Auswirkungen der Pandemie in ihrem Bereich noch bis mindestens nächstes Jahr niederschlagen würden. Das trifft die Darstellenden Künste und die

Musikwirtschaft besonders. Nach Ansicht der Betroffenen helfe nur ein Unternehmerlohn oder ein Grundeinkommen, das nicht von dem Einkommen anderer Haushaltsmitglieder abhängig ist, die aktuell prekäre Lage zu überwinden. Ein Großteil von ihnen leidet insbesondere wirtschaftliche Not, viele haben ihre Rücklagen fast aufgezehrt.

Doch es gibt auch positive Nachrichten: Zwei Drittel der Teilnehmenden an der Befragung haben 2020 Veränderungen in ihrer Tätigkeit vorgenommen, sie attestieren, dass die Krise zu mehr Zusammenarbeit innerhalb der Branche geführt habe. Auch habe sie einen Digitalisierungsschub bekommen. Dass es sich dabei jedoch allenfalls um kleine Hoffnungsschimmer handelt, zeigt auch das Fazit der Studie: Über die Hälfte der Befragten sieht ihre wirtschaftliche Existenz gefährdet. Gerade Gründer:innen haben sich deswegen im letzten Jahr verstärkt eine abhängig beschäftigte Tätigkeit gesucht. Es drohe – so der Schluss der Umfrage – ein „Braindrain“ in der Szene.

> **„Ein extravaganter Rausch“ in der Moritzburg Halle**

Bis zum 8. August 2021 präsentiert das Kunstmuseum Moritzburg in Halle unter dem Motto „Ein extravaganter Rausch“ drei Sonderausstellungen. Die Exposition „La Bohème“ blickt anhand von etwa 100 großformatigen Lithografien von Henri de Toulouse-Lautrec und zwei Dutzend seiner Zeitgenossen aus dem Musée d'Ixelles in Brüssel auf die Ursprünge der modernen Plakatwerbung. Japanische Farbholzschnitte, die 2018 in der Grafischen Sammlung gefunden wurden, werden in der Kabinettausstellung „Mimen, Blumen, schöne Frauen“ gezeigt. Zurück ins Paris des frühen 20. Jahrhunderts führen ausgewählte Stücke aus der Sammlung von Dr. Helga Schmolz genannt Eisenwerth: Die Design-Objekte aus der Bewegung des Art Nouveau sind in der Ausstellung „Schönheit und Funktion“ zu sehen.

Innovation & Forschung

In dieser Ausgabe:

Kunst trifft Forschung im Schaufler Lab@TU Dresden | Pointiert: Mitteldeutschland unter dem Mikroskop | International durchstarten: Förderung für mitteldeutsche Startups | Prämierte Ernährungsforschung im Uni-Verbund | Gedanken zum Wirken Hans Blumenbergs

Zukunftsfragen interdisziplinär beantworten: Wissenschaft und Kunst im Austausch

Das Schaufler Lab@TU Dresden bietet ein Forum, in dem Wissenschaftler:innen und Künstler:innen gemeinsam arbeiten. Wir sprachen mit der Kuratorin Gwendolin Kremer über den besonderen Ansatz des Projekts und das laufende „Artist in Residence“-Programm.

MdM: Frau Kremer, das Leitthema des aktuellen Schaufler Lab@TU Dresden ist Künstliche Intelligenz (KI). Wie kann Kunst helfen, mit den Herausforderungen von KI umzugehen?

KREMER: Kunst sowie recherchebasierte und prozesshaft angelegte Forschung können im Dialog mit Wissenschaftler:innen, wie bei uns am Schaufler Lab@TU Dresden, im Kontext einer vielschichtigen Wissenschaftscommunity Zukunftsfragen für die Gesellschaft auf einer breiten Ebene verhandeln. Dadurch können spezifische Themen neu beantwortet bzw. auch bislang nicht untersuchte Leerstellen identifiziert und betrachtet werden. Der Wiener Künstler Christian Kosmas Mayer, Stipendiat unserer ersten Künstler-Residenz, beschäftigt sich beispielsweise mit dem uralten Begehren des Menschen nach Unsterblichkeit, wobei er auch die Erweiterung des Lebens mittels Künstlicher Intelligenz behandelt und dabei nach digitalen Identitäten oder Bots fragt.

Nach welchen Gesichtspunkten oder Kriterien erfolgt die Auswahl der „Artist in Residence“, die ja derzeit für 2022 läuft?

Die Residencies werden über eine Ausschreibung weltweit veröffentlicht. Der Call richtet sich an Künstler:innen, die sich mit unseren Leitthemen beschäftigen und dazu arbeiten. Angesprochen werden Kunstschaaffende, die bereits über

ein internationales Renommee verfügen und in ihrem Antrag vor allem eine herausfordernde und anknüpfungsfähige Forschungsfrage für ihren Arbeitsaufenthalt an der TU Dresden formulieren. Die Residency-Künstler:innen werden von einem siebenköpfigen Beirat ausgewählt, dem u. a. der Künstlerische Geschäftsführer der Ars Electronica (Linz), Gerfried Stocker, die Direktorin des Schauwerk Sindelfingen, Barbara Bergmann, und der Kanzler der TU Dresden, Dr. Andreas Handschuh, angehören.

Eine Besonderheit ist die Kooperation der Künstler:innen und der geisteswissenschaftlichen Promovierenden mit Wissenschaftler:innen aus den MINT-Fächern. Wie kann man sich dieses Zusammenwirken ganz konkret vorstellen?

Die Promovierenden im Schaufler Kolleg@TU Dresden, die beispielsweise aus der Kunstwissenschaft, Politik oder Soziologie kommen, nehmen an Workshops und Vermittlungsformaten unserer Kooperationspartner wie dem Exzellenzcluster CeTI, dem Center for Tactile Internet, oder dem nationalen Kompetenzzentrum für Big Data, ScaDS AI Dresden/Leipzig, teil, das aktuell zu einem der deutschen Zentren für Künstliche Intelligenz ausgebaut und im Rahmen der KI-Strategie der Bundesregierung gefördert wird. Das sind natürlich unglaublich tolle

Christian Kosmas Mayer

(*1976 in Sigmaringen, lebt und arbeitet in Wien)

„In der Schaufler Residency@TU Dresden praktiziere ich seit 2020 künstlerische Forschung zu Immortalitätsbestrebungen an der Schnittstelle von Künstlicher Intelligenz, Biotechnologie, Philosophie und Literatur. Die hervorragende Forschungsgemeinschaft an der TU Dresden und die enge Zusammenarbeit mit den Kollegiat:innen des Schaufler Lab@TU Dresden erlauben es mir, transdisziplinär zu forschen und im Dialog Fragen zu formulieren, die für meine künstlerische Recherche von zentraler Bedeutung sind.“



Anton Ginzburg

(*1974 in St. Petersburg, lebt und arbeitet in New York)

„Für mich ist es eine einmalige Gelegenheit, sich an der Zusammenarbeit zwischen Geisteswissenschaften und Technologie zu beteiligen. Mit Mathematikern und Ingenieuren kann ich im Kontext meiner künstlerischen Praxis KI erforschen und daraus neue Werke entwickeln.“

Möglichkeiten der Zusammenarbeit und virulente Schnittstellen, um in der geistes- und sozialwissenschaftlichen sowie der künstlerischen Forschung mit Expert:innen auf hohem wissenschaftlichen Niveau diese Zukunftstechnologie diskursiv zu bearbeiten – und für die eigene Arbeit fruchtbar zu machen. Wir denken, dass diese Schnittstellen zentral für eine fundierte Auseinandersetzung sind und folglich auch in der Nachvollziehbarkeit ihrer Schlussfolgerungen eine hohe Vermittelbarkeit und Relevanz erzielen.

Anton Ginzburg aus New York, der zweite Künstlerstipendiat im Lab, erarbeitet zum Beispiel gerade mit Wissenschaftler:innen aus dem Institut für Informatik und aus der Mathematik algorithmisch gestützte Programme und Visualisierungen für VR/AR sowie Film.

Kunst und Wissenschaft werden heute beide oft als „elitär“ wahrgenommen. Wie kann das Schaufler Lab@TU Dresden dagegen helfen – und muss es das überhaupt?

Universitäten, Museen und ausstellende Einrichtungen setzen seit vielen Jahren verstärkt auf partizipative



Werke der beiden Künstler: Videostill aus Anton Ginzburgs „Walking the Sea“, 2013 (links); Installation von Christian Kosmas Mayer, „If you love life like I do (yellow)“, 2019 (rechts).

Formate, die vermitteln, unterschiedlichste Zielgruppen ansprechen und damit letztlich in die Gesellschaft hineinwirken. Unser Schaufler Lab@TU Dresden ist eben kein „Elfenbeinturm“: Durch das hier umgesetzte Zusammenspiel von Wissenschaft und Kunst eröffnen sich viele Zugänge und Verknüpfungen zum Thema KI, sodass wir hoffen, sehr viele Menschen mitzunehmen und vor allem auch begeistern zu können.

Das derzeitige Lab ist für die Periode 2020 bis 2022 angelegt. Welche Themen sehen Sie für eine zukünftige Schaufler Residency@TU Dresden, an der Kunst und Wissenschaft gemeinsam arbeiten?

Aufgrund der Corona-Pandemie wurde die erste Förderphase von unserem Förderer The Schaufler Foundation und unserer Universitätsleitung um ein Jahr verlängert. Dies gibt den beteiligten Stipendiat:innen die Gelegenheit, ihre Themen intensiv weiter zu beforschen. Wenn nach 2023 das Schaufler Lab@TU Dresden mit einer zweiten Phase gefördert wird, was sich alle Beteiligten jetzt schon sehr wünschen, wird es ein neues Leitthema geben, das

erneut sowohl für Kunst und Wissenschaft als auch für unsere Gesellschaft eine hohe Relevanz und Dringlichkeit besitzt. Da wäre etwa weiterhin das große Feld der Digitalität zu benennen, aber auch Themen im Spannungsfeld von Natur, Ökologie und Zukunftstechniken in einer globalisierten Welt.

Die Fragen stellten Barbara Bushart und Frank Kaltoven.

Unter dem Titel „Künstliche Intelligenz als geistes- und sozialwissenschaftlicher Begriff“ wird vom 1. bis 3. Dezember 2021 die erste interdisziplinäre Tagung des Schaufler Kolleg@TU Dresden stattfinden. Die Veranstaltung wird in Abhängigkeit vom weiteren Verlauf der COVID-Pandemie online, in Hybridform oder als Präsenzveranstaltung umgesetzt.

Aus Mitteldeutschland in die Welt

Das Projekt „International Startup Campus“ fördert innovative Gründungsvorhaben mit internationalem Anspruch in Jena, Halle und Leipzig.

von Valerie Daldrup & Christian Hauke

Mitteldeutschland entwickelt sich – mit seiner Vielfalt an Hochschulen und Forschungseinrichtungen – zu einem überregional, aber auch international sichtbaren Wissenschaftsstandort. Die Universitäten tragen zudem durch den Transfer von Wissen und Technologien zur Innovationskraft und Verjüngung der Unternehmenslandschaft der Region bei; Beispiel sind wissensintensive und forschungsbasierte Unternehmensgründungen von Studierenden und Forschenden. Gleichzeitig ist die Mobilität zwischen den Städten der Region hoch: Gerade die Forschenden, jungen Gründungsteams bzw. Startups halten sich schon lange nicht mehr an Ländergrenzen dieser eng vernetzten Region – ihnen ist es gleichgültig, ob Designer:innen in Leipzig, Weimar oder Halle studiert haben. Es geht schließlich um Kompetenzen und passende Standorte.

Die jungen Unternehmen sind nicht nur in der Region vernetzt, sie adressieren mit ihren Produkten sehr häufig globale Märkte. Dennoch bleiben die meisten

Unternehmen in der Region hinter ihrem Wachstums- und Internationalisierungspotenzial zurück. Wichtige Gründe sind u.a. fehlende Ressourcen wie Kapital und Fachpersonal, aber auch Unterstützung bei der Vernetzung beispielsweise mit internationalen Branchen- und Marktexperten – auch bzw. gerade in frühen Unternehmensphasen. Die Hochschulen verfügen dagegen über zahlreiche internationale Zugänge – sei es zu forschungsintensiven Unternehmen weltweit oder Fachpersonal. Diese Zugänge sollen für die gründungswilligen Forschenden und jungen Unternehmen besser verfügbar gemacht werden. Dem wird nun durch die Erweiterung der Kooperation der großen Universitäten Halle, Jena und Leipzig im mitteldeutschen Universitätsbund im Dreiländereck zwischen Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen Rechnung getragen: Die Universitäten kooperieren u.a. im Bereich der Gründerunterstützung im International Startup Campus (ISC).

Neben Europa und den USA entwickeln sich die Länder Ost- und Südasiens häu-

fig zu wichtigen Handelspartnern technologiebasierter Unternehmen. Und die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung Asiens wächst zunehmend. Immer mehr innovative Produkte kommen aus China – mit einem guten Mix aus geringen Produktionskosten und Innovation. China macht rasante Fortschritte im Bereich von Big Data und künstlicher Intelligenz und die Wirtschaft des Landes kommt nach der COVID-Pandemie als erstes wieder in Schwung. Wer als Gründer:in eines Unternehmens global denkt, hat daher auch Asien – und insbesondere China – im Blick. Seit 2020 bietet daher der ISC den technologiebasierten Startups, die den asiatischen Markt erschließen möchten, in den Fokusländern China, Japan und Vietnam Unterstützung vor Ort – durch auf etablierten Netzwerken basierende Hubs. In so genannten Accelerate-Klassen, die mehrmals pro Jahr stattfinden, bekommen Startups Unterstützung bei der Markteinführung ihrer Produkte und Dienstleistungen, der Akquise von Investoren, der Identifikation von geeigneten Zulieferun-

ternehmen sowie beim Aufbau von F&E-Kooperationen im Bereich Forschung und Entwicklung. Somit können die Teilnehmer:innen ihre Markterschließung gemeinsam mit dem ISC-Team vor Ort in Shanghai oder Ho Chi Minh City planen und umsetzen.

Team-Ergänzungen werden nicht nur über die Bundesländergrenzen hinweg vorangetrieben, sondern auch über Staatsgrenzen: Der ISC unterstützt bei der Suche nach geeigneten internationalen Kandidaten, die mit ihren Kompetenzen das Team ergänzen können – sei es der Programmierer aus Ägypten, der eine benötigte Programmiersprache mitbringt oder die deutsche BWLerin, die gemeinsam mit zwei indischen Ingenieuren von der Universität Jena den Businessplan für eine erste Finanzierung schreibt.

Auch die internationalen Studierenden und Forschenden in der Region sollen stärker für eine Mitarbeit in jungen Unternehmen – und im besten Fall für eine eigene Unternehmensgründung – interessiert werden. Die drei Universitäten möchten die internationalen Forschenden daher gezielter ansprechen und dafür ihr englischsprachiges Angebot in der Gründungsunterstützung vergrößern. Die drei Universitäten treten somit international gemeinsam als eine Region auf, die attraktiv für junge Gründungsteams und Start-ups ist.

Wie fördert der Universitätsbund Halle - Jena - Leipzig junge Gründer:innen aus der Forschung?

Die drei Universitäten kooperieren bereits seit Langem im Bereich Lehre und Forschung. 2019 wurde der Kooperationsvertrag auf das Gebiet Wissens- und Technologietransfer einschließlich der kooperativen Unterstützung von Ausgründungen aus der Forschung erweitert. Im Universitätsverbund ist das Verbundvorhaben „International Startup Campus“ (ISC) angesiedelt, gefördert vom BMWi im Programm „Exist-Potentiale“. Ziel ist es, eine internationale Gründungsakademie zu etablieren, internationale Gründer:innen für den Standort Mitteldeutschland zu gewinnen und deutschen Startups den Marktzugang in Asien zu erleichtern.

*In **Leipzig** ist es „SMILE die gründungsinitiative“, die seit 2006 den Akademiker:innen der Stadt beim Gründen hilft. Ob es nun eine lokale Hafermilch ist, eine KI-basierte Kommunikationsplattform oder sensorgestützte Rehabilitationstherapien – an der Universität Leipzig kommen die Ideen aus allen möglichen Bereichen.*

*In **Jena** unterstützt der KI-Gründerservice der Friedrich-Schiller-Universität Jena Studierende, Forschende und Alumni der FSU im Prozess der Unternehmensgründung – vom Ideencheck, der Beantragung von Fördermitteln, Patentfragen und der regionalen und internationalen Vernetzung. Die FSU koordiniert u.a. auch das Thüringer Hochschulgründernetzwerk, das acht Hochschulen umfasst.*

*In **Halle** ist der Transfer- und Gründerservice die zentrale Anlaufstelle der Martin-Luther-Universität für Wissenschaftler:innen, Studierende und Gründungsteams. Das interdisziplinäre Team unterstützt bei der Projektentwicklung, der Unternehmensgründung, der Sicherung und Verwertung von Forschungsergebnissen und dem Forschungstransfer mit außerakademischen Partner:innen. Als Kontaktstelle für Unternehmen bietet der Transfer- und Gründerservice einen Zugang zum anwendungsorientierten Wissens- und Erfahrungsschatz der MLU und moderiert Wirtschaftskooperationen.*

Mitteldeutschland unter dem Mikroskop

In der Kolumne „Mitteldeutschland unter dem Mikroskop“ stellt Dr. Pavel Ivanov Forschungsergebnisse aus Mitteldeutschland kurz und pointiert vor.

von Dr. Pavel Ivanov

Peptid-Impfstoff stoppte das Gehirntumorwachstum (Phase 1 klinischer Untersuchung)

Worum es geht: Als „Krebs“ bezeichnet man eine Reihe sehr unterschiedlicher Erkrankungen, die mit Tumorbildung in diversen Organen verbunden sind. Ein allumfassendes „Krebs-Heilmittel“ gibt es daher nicht, aber Heilmittel gegen einzelne Krebsarten werden heutzutage intensiv untersucht.

Was neu ist: Ein Peptid-Impfstoff, der eine Immunantwort gegen ein spezifisches Gliom (Gehirntumor) auslöst, wurde in Phase 1 klinischer Untersuchung an 33 Patienten (behandelt u.a. am Universitätsklinikum Carl Gustav Carus in Dresden) getestet. Der Impfstoff wurde als sicher und wirksam anerkannt – er aktivierte die T-Immunzellen, diese attackierten den Tumor und verhinderten dadurch sein Wachstum.

Was das bedeutet: Es ist zu betonen, dass der Impfstoff nur gegen ein spezifisches Gliom wirkt – und nun noch mindestens zwei weitere Studienphasen mit mehr Probanden vor sich hat. Das aktuelle Ergebnis zeigt aber schon, was die Medizin heute kann (oder bald können wird) und dass die Impfstoffe nicht nur zum Verhindern, sondern auch zur Behandlung einer Erkrankung genutzt werden können.

Quelle: Platten, M. et al. A vaccine targeting mutant IDH1 in newly diagnosed glioma. Nature (2021).

Man schmeckt den Unterschied in Süße bei heißen Zuckerlösungen schlechter als bei kalten

Worum es geht: Zucker in Lebensmitteln sorgt dafür, dass sie uns gut schmecken, aber kann auch der Gesundheit schaden. Ernährungswissenschaftler versuchen darum, Lebensmittel

gesünder zu machen, ohne die Geschmackseigenschaften zu beeinträchtigen.

Was neu ist: Forschende der TU Dresden boten 18 Freiwilligen Lösungen mit Saccharose, Fructose und Glucose in jeweils zwei Konzentrationen (2g und 5 g/100g) mit Temperaturen von 5, 22 und 56° C. Die Testpersonen bewerteten dann subjektiv den Unterschied der Süße. Es erwies sich, dass man bei heißen (56 °C) Lösungen wesentlich schwieriger den Unterschied in der Süße erkennt als bei kalten Getränken.

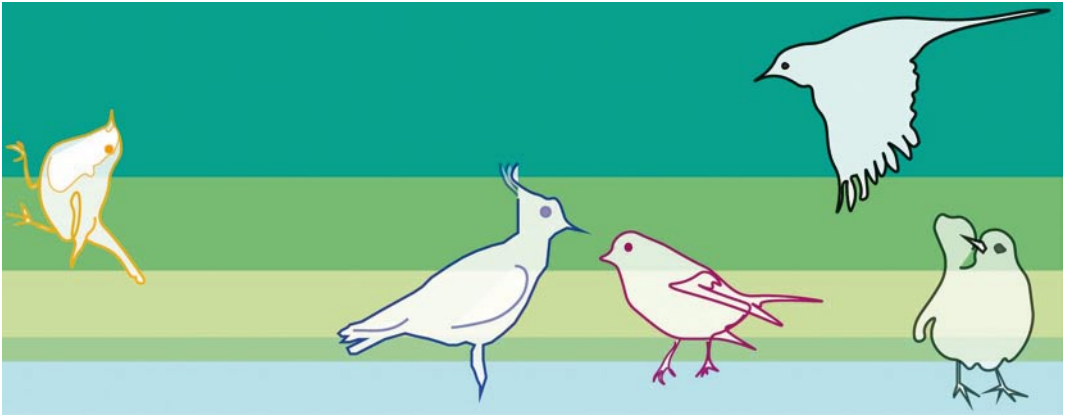
Was das bedeutet: Dass man beim Herstellen heißer Getränke den Zuckergehalt etwas reduzieren könnte, ohne damit für das Geschmackserlebnis der Verbraucher einen wesentlichen Unterschied zu machen.

Quelle: Rohm, H. et al. "Temperature of sugar solutions during tasting affects sweetness difference thresholds." Lwt - Food Science and Technology 138 (2021): 110676.

Professionelle Musiker haben ein besonders gutes Langzeitgedächtnis und lernen Fremdwörter besser

Worum es geht: Jede Art von Aktivität ändert unser Gehirn physisch – genauso wie Leibesübungen die Muskeln ausformen. Das professionelle Spielen eines Musikinstruments ist eine komplexe Aufgabe, an der verschiedene Teile des Gehirns beteiligt sind. Diese „trainierten“ Teile können auch bei anderen Aktivitäten involviert sein – und ermöglichen es, diese besser zu bewältigen.

Was neu ist: Forschende der Uni Leipzig verglichen gemeinsam mit französischen Kollegen 17 professionelle Musiker mit 16 Personen ohne musikalischen Hintergrund. Den französischen Freiwilligen wurden Tafeln mit schematischen Bildern sowie solche mit französischen Wör-



tern zusammen mit ihnen unbekanntem finnischen und thailändischen Wörtern gezeigt. Die Probanden sollten die Gegenstand-Wort-Paare lernen, die Lernqualität wurde dann in Experimenten untersucht. Am Tag des Lernens gab es zwischen beiden Gruppen keinen Unterschied, doch nach einem Monat erwies sich, dass die Musiker sich die Wörter wesentlich besser eingeprägt hatten als Mitglieder der „unmusikalischen“ Kontrollgruppe.

Was das bedeutet: Trainieren Sie ständig Ihr Denkvermögen – egal ob mit Musizieren, Sprachen lernen oder Brettspielen. Die dadurch im Gehirn entstehenden Änderungen können bei anderen kognitiven Herausforderungen und für das Langzeitgedächtnis sehr nützlich sein.

Quelle: Dittinger, E. et al. Evidence for Enhanced Long-term Memory in Professional Musicians and Its Contribution to Novel Word Learning. J Cogn Neurosci 2021; 33 (4): 662–682.

Höheres Wohlbefinden bei Menschen, die in Regionen mit höherer Biodiversität von Vögeln leben

Worum es geht: Alles ist in der Natur miteinander verbunden – und die Wissenschaft versucht, den komplexen Knoten Schritt für Schritt zu entwirren. Die entdeckten Korrelationen zwischen A und B bedeuten nicht, dass A und B direkt in Verbindung stehen. Dafür gibt es üblicherweise mehrere Erklärungen, die die Wissenschaftler in ihrer Publikation mit angeben.

Was neu ist: Joel Methorst und seine Kollegen aus dem Deutschen Zentrum für integra-

tive Biodiversitätsforschung (iDiv) in Leipzig analysierten die sozioökonomischen Daten von mehr als 26.000 Personen in Europa sowie raumbezogene Information zur Biodiversität. Es erwies sich, dass in allen 26 Ländern Europas der Artenreichtum der Vögel (nicht aber der großen Tiere oder Bäume) in positivem Zusammenhang mit der Lebenszufriedenheit der Menschen stand. Möglicherweise tut es Menschen einfach gut, die Vögel zu beobachten und ihr Gezwitscher zu hören (dann wäre A direkt von B abhängig); wahrscheinlicher aber leben mehr Vogelarten in ökologisch besseren Landschaften, und die Vorteile der letzteren wirken sich wiederum auch auf das menschliche Wohlbefinden aus (Faktor A und B wären dann beide von Faktor C abhängig).

Was das bedeutet: Korrelation heißt nicht (immer) Kausalität. Andererseits: Falls Sie gerade auf der Suche nach einer neuen Wohnung sind, schadet es nicht, sich bei der Besichtigung Zeit zu nehmen und auf die Vögel in der Umgebung zu hören – und dies auch als Kriterium bei der Wohnungswahl zu sehen.

Quelle: Methorst, J. et al. (2021): The importance of species diversity for human well-being in Europe. Ecological Economics, 181, 106917.

Dr. Pavel Ivanov

studierte Geowissenschaften an der Lomonossow-Universität in Moskau und ist als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Hydrogeologie, Institut für Geowissenschaften der FSU Jena tätig.

Gemeinsam forschen für eine gesunde Ernährung

Der Thüringer Forschungspreis ging in diesem Jahr u.a. an den Kompetenzcluster nutriCARD, ein gemeinsames Vorhaben im Universitätsbund Halle-Jena-Leipzig. Wie schaffen es die wissenschaftlichen Erkenntnisse auf die Teller und in die Köpfe der Verbraucherinnen und Verbraucher?

Der Kompetenzcluster für Ernährung und kardiovaskuläre Gesundheit (nutriCARD) ist ein vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördertes Verbundvorhaben der Universitäten Halle-Wittenberg, Jena und Leipzig, bei dem rund 40 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie 80 außeruniversitäre Partner fächerübergreifend zusammenarbeiten. Ziel ist es, Strategien zur Verbesserung der Ernährungsweisen in der Bevölkerung zu entwickeln, um Herz-Kreislauf-Erkrankungen besser vorzubeugen. Das Kompetenzcluster wurde im Frühjahr 2021 vom Freistaat Thüringen für exzellente Forschungsleistungen in der Kategorie „Angewandte Forschung“ ausgezeichnet.

Prof. Dr. Stefan Lorkowski, Clustersprecher von nutriCARD, leitet die Geschäftsstelle an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Er spricht im Interview über die Entwicklung marktreifer Lebensmittel, erfolgreiche Ernährungskommunikation und das langfristige Ziel eines Mitteldeutschen Zentrums für Ernährung und Gesundheit.

MdM: Die Prävention von Herz-Kreislauf-Erkrankungen ist ein zentrales Thema bei nutriCARD. Wie lassen sich Erkenntnisse aus der Grundlagenforschung in die Praxis, also konkret zum Beispiel in unsere Küchen transferieren?

LORKOWSKI: In nutriCARD verfolgen wir einen fächerübergreifenden Ansatz: von

Grundlagenforschung über Produktentwicklungen bis hin zur Verbraucherkommunikation und -bildung. Das zeigt sich auch an unserer Arbeit: Wir haben eine Reihe traditioneller Lebensmittel reformuliert. Das bedeutet, in ihrer Zusammensetzung so verändert, dass Aussehen, Geschmack und Kaugefühl gleichbleiben, aber Fett-, Salz- und/oder Zuckergehalt verringert wurden. Auch konnten wir einige Lebensmittel mit Ballaststoffen oder mehrfach ungesättigten Fettsäuren anreichern. So kann der Verbraucher seine gewohnten Produkte weiter verzehren und sich trotzdem gesünder ernähren, ohne einen Unterschied zu merken. In den zurückliegenden sechs Jahren sind so 15 marktreife Wurstwaren, verschiedene Sorten Speiseeis, Burgerpatties sowie Backwaren entstanden. Selbst wenn es mal schnell gehen muss, kann mit dem Verzehr einer reformulierten Bockwurst im ballaststoffangereicherten Brötchen eine gesündere Mahlzeit gewählt werden. Darüber hinaus haben wir mit dem Ernährungskonzept zur Modulation kardiovaskulärer Risikofaktoren (MoKaRi) Menüpläne entwickelt und wissenschaftlich in ihrer Wirksamkeit bestätigt. Bei konsequenter Umsetzung der MoKaRi-Ernährungspläne können kardiovaskuläre Risikofaktoren wie Cholesterinspiegel, Bluthochdruck, und Körperfettanteil effizienter gesenkt werden. Zudem sind die Menüpläne von den Probanden als sehr lecker und im Alltag umsetzbar bewertet worden.

Wie kann man ausgehend von diesen Erkenntnissen den Konsumenten beim Einkauf helfen?

Mit Hilfe der von uns in Zusammenarbeit mit einem Berliner Start-Up-Unternehmen entwickelten Smartphone-Applikation „nutriCARD - gesünder essen“ können Verbraucher auf einen Blick gesundheitsfördernde von eher gesundheitsschädlichen Produkten unterscheiden. Dazu muss einfach der Barcode auf den Lebensmitteln mit dem Handy eingescannt werden. Die nutriCARD-App basiert auf der Nährwert-Ampel „Nutri-Score“ und liefert genaue Daten zu Inhaltsstoffen, Nährwerten und bedenklichen Zutaten von Lebensmitteln, wie Joghurt, Keksen oder Limonaden. Die Lebensmittel werden basierend auf wissenschaftlich fundierten Algorithmen bewertet und in einer leicht verständlichen, fünfstufigen Farb- und Buchstabenkala eingeordnet. Außerdem weist die App bei Bedarf auch Allergene oder gesundheitsrelevante Zusatzstoffe aus. So wird das Handy zum mobilen Ernährungsberater.

Sie sagten, dass im Rahmen von nutriCARD auch eigene Lebensmittel entwickelt werden. Wie werden diese getestet und vertrieben? Und wie erkennt man beim Kauf die Produkte, die in Zusammenarbeit mit nutriCARD entwickelt wurden?

Für die bereits eingangs skizzierten, ernährungsphysiologisch optimierten und marktreifen Lebensmittel wurden in Forschungsprojekten zunächst Prototypen entwickelt, die wissenschaftlich getestet wurden. Dazu gehören umfangreiche analytische und mikrobiologische Untersuchungen sowie die Schaffung rechtlicher Grundlagen. Auch sensorische Tests wurden durchgeführt, damit Geschmack und Konsistenz den Verbraucheransprüchen genügen können. Im letzten Schritt wurden Verbraucherumfragen sowie Verkostungen durch potenzielle Konsumenten durchgeführt. In Kooperationen mit Industriepartnern erfolgte ein Transfer des Wissens in



Unternehmen in Form von Rezepten und Zubereitungshinweisen.

Eine Bezeichnung als „nutriCARD-Wurst“ ist nicht sinnvoll, denn die Verbraucher sollen ihre gewohnten Produkte kaufen und es soll auch im Ermessen des Fleischers vor Ort liegen, wie er seine Produkte nennt. Allerdings werden sie beworben mit „fettreduziert“, „Omega-3-angereichert“ und ähnlichen gesundheitsbezogenen Bezeichnungen. Schlussendlich unterliegen auch diese Bezeichnungen strengen Regularien, was gut ist. Für den Verbraucher interessant ist vielleicht, dass die reformulierten Produkte einen verbesserten Nutri-Score im Vergleich zu traditionellen Lebensmitteln erzielen.

Mit welchen Strategien kommuniziert nutriCARD Forschungsergebnisse und deren praktische Umsetzung an die Öffentlichkeit? Welche Schwierigkeiten gibt es dabei in einer Zeit, in der Stimmen, die Wissenschaft ablehnen oder ignorieren, zunehmend lauter werden?

Die Kommunikation ist in nutriCARD zu einer Schlüsseldisziplin gewachsen. Einerseits in der Forschung, denn die Ernährungskommunikation ist bislang ein relativ weißer Fleck in der deutschen Wissenschaftslandschaft, aber ungemein wichtig. Denn wir müssen auch eingestehen, dass – trotz mehr und mehr Informationen über Ernährung – sich die Menschen immer ungesünder ernähren. Umso wichtiger ist es, zu verstehen, wie sich die Verbraucher informieren, wem sie vertrauen, was sie für Fakten für ihre Entscheidungen benötigen. Erst so kann der Weg vom Wissen zum Handeln und damit der Transfer gelingen. Daher erforscht eine Arbeitsgruppe Informationswege und öffentliche Diskurse genauso wie Social-Media-Angebote – was für jüngere Leute die Informationsquelle Nummer eins ist. Auch die Medienberichterstattung über Ernährung wird analysiert und ihre Macher, die Journalisten, werden in einer Berufsfeldstudie befragt. Andererseits hat nutriCARD mit dem Kommuni-

kationsbüro eine zentrale Struktureinheit zur clusterweiten externen Kommunikation an der Universität Leipzig etabliert. In die Kommunikationsarbeit fließen aktuelle Forschungsbefunde aus der Ernährungskommunikation ein, hier entstehen innovative, zielgruppenspezifische Ansätze zum Dialog und zur Steigerung der öffentlichen Wahrnehmung. Neben der Medienarbeit und Standortkommunikation ist beispielsweise die Leipziger Buchmesse zu nennen, bei der nutriCARD 2018 die Arena des mitteldeutschen Unibundes bespielt hat: Es gab interaktive Vorträge, Kochshows, einen Sinnesparcours und ein Quiz rund um gesunde Ernährung. Mit der deutschlandweit einmaligen „Modellstadt für herzgesündere Ernährung“ werden Erkenntnisse aus der Ernährungsforschung und der Kommunikationswissenschaft in Hotellerie und Gastronomie gebracht – und damit auf den Teller des Verbrauchers.

Inwiefern spielen Aspekte von Nachhaltigkeit – mit Blick auf die Erzeugung von Nahrungsmitteln – eine Rolle in den Forschungen bei nutriCARD?

Nachhaltigkeit spielt eine entscheidende Rolle bei den Forschungsprojekten in nutriCARD. Insbesondere die Stärkung regionaler kleiner und mittelständischer Unternehmen ist zentraler Bestandteil unseres Forschungsauftrags. Deshalb kooperieren wir zum Beispiel mit vor Ort ansässigen Fleischereien, die das traditionelle Handwerk pflegen und im direkten Kundenkontakt stehen. Diese arbeiten in der Regel lokal und verarbeiten regionale Lebensmittel, wodurch sie eine entsprechend gute CO₂-Bilanz vorweisen.

Wie profitiert nutriCARD von dem mitteldeutschen Zusammenspiel im Universitätsbund Jena-Halle-Leipzig? Wie sieht die „Arbeitsteilung“ zwischen den drei Hochschulen aus?

Die Zusammenhänge, die einer gesunden Ernährung bzw. einem gesunden Lebensstil zugrunde liegen, sind komplex.

Nur durch eine fächerübergreifende Zusammenarbeit der drei Hochschulen war es möglich, die Forschungs- und Entwicklungsarbeiten in nutriCARD erfolgreich umzusetzen. Jede Hochschule hat ihren eigenen Schwerpunkt und spezifische Kompetenzen eingebracht. An der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg liegt der Schwerpunkt auf molekularbiologische Untersuchungen und Tierstudien sowie der Vitamin-D-Forschung. An der Friedrich-Schiller-Universität Jena werden primär Interventionsstudien durchgeführt sowie Bildungsmaterialien entwickelt. An der Universität Leipzig findet die Reformulierung von Lebensmitteln statt und es wird zur Ernährungskommunikation geforscht. In nutriCARD ist es gelungen, sich vielfältig interdisziplinär zu vernetzen: Ausgehend von den drei Universitäten wurden mehr als 80 Praxispartner vereint und nationale wie internationale Kooperationen forciert. Somit ist es möglich, beachtliche Forschungsergebnisse zu generieren, zu publizieren und neue Impulse in der Ernährungsforschung und damit assoziierten Forschungsfeldern zu geben. Damit konnte die Wissenschaftslandschaft in Mitteldeutschland strukturell gestärkt und ihre fächerübergreifende Ausrichtung sowie internationale Wettbewerbsfähigkeit erhöht werden.

Langfristiges Ziel ist ein gemeinschaftlich getragenes „Mitteldeutsches Zentrum für Ernährung und Gesundheit“. Wie sehen die bisherigen Planungen und nächsten Schritte dafür aus?

Um langfristig angelegte Forschungs- und Entwicklungsvorhaben voranzubringen und umzusetzen, bedarf es einer gezielten und strukturellen Weiterförderung der Ernährungswissenschaften und der damit verbundenen Fachdisziplinen. Gerade in Mitteldeutschland! Daher ist es unser gemeinsames Ziel, ein dringend benötigtes mitteldeutsches Zentrum für Ernährung und Prävention von Stoffwechselerkrankungen aufzubauen. Wir wollen auch zu-

künftig exzellente Forschung, innovative Entwicklungen und effizienten Wissenstransfer in Wirtschaft, Politik, Medien und Bevölkerung vorantreiben. Nur so lässt sich unser gemeinsames Ziel, die Gesundheit der Bevölkerung durch eine ausgewogenere Ernährung zu verbessern, umsetzen.

Dass wir mit unserem Ansatz richtigliegen, zeigte sich in der positiven Evaluierung durch ein internationales Gutachtergremium am Ende der ersten Förderperiode. Aber auch durch die Auszeichnung für besondere Verdienste und Entwicklungen in der Land-, Forst- und Ernährungswirtschaft Mitteldeutschlands des sächsischen Ministerpräsidenten Michael Kretschmer im Jahr 2019 sowie durch die Verleihung des Thüringer Forschungspreises in diesem Jahr. Wir stehen seit langem sowohl mit den Landesregierungen von Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt als auch mit verschiedenen Bundesministerien im regen Austausch. Die Hochschulleitungen der drei Universitäten sind an einer Weiterentwicklung von nutriCARD interessiert. Wir sind uns einig, dass überregionale koordinierte Aktivitäten sowie eine starke Fokussierung auf zentrale Fragestellungen notwendig sind, um Ernährung als gesamtgesellschaftliches Thema in Mitteldeutschland zu bearbeiten. Unser Ziel bleibt: Die Gesundheit der Bevölkerung verbessern. Erste, eindrucksvolle Schritte haben wir in den zurückliegenden sechs Jahren geleistet. Doch um nachhaltige Effekte zu erzielen, braucht es eine Institutionalisierung. Das kostet Geld, ist aber auch ein Wettbewerbsvorteil für den Standort Mitteldeutschland und eine äußerst rentable Investition.

Die Fragen stellten David Leuenberger und Frank Kaltofen.

Wir Lebensweltbewohner

Gedanken im Nachgang des 25. Todestags von Hans Blumenberg.

von Martin Repohl



Der „unsichtbare Philosoph“: Blumenberg galt als überaus öffentlichkeitsscheu, was teils hämisch, teils ehrfürchtig zur Kenntnis genommen wurde. Als Professor für Philosophie an der Universität Münster hat er sich nicht in öffentliche Debatten eingemischt und er hat auch keine eigene Schule, kein schulenfähiges Dogma hinterlassen. Werke wie *Arbeit am Mythos*, *Schiffbruch mit Zuschauer* und *Die Lesbarkeit der Welt* gehören dennoch unzweifelhaft zum philosophischen Kanon und finden auch

über ein Fachpublikum hinaus viele faszinierte Leser, vielleicht auch, weil Blumenbergs Texte gemeinhin als schwierig gelten – was in philosophischen Kreisen eine Wertschätzung ganz eigener Art ausdrückt.

Nun, zum 25. Todestag, wie auch zum 100. Geburtstag, scheint sich ein Interesse an seinen Arbeiten zu entwickeln, das weit über den bisher eingeweihten Kreis hinausreicht. Blumenberg gilt als unangepasst, als Autor „philosophischer Abenteuerromane“ und so ist es heute vielleicht auch ein biss-

chen „cool“, seine Schriften zu lesen, selbst wenn sich die erhoffte Erkenntnis aufgrund der vermeintlichen Sperrigkeit seiner Arbeiten nur punktuell einzustellen vermag. Auch bieten seine Werke keinen Trost, weisen nicht den Weg zu einer Utopie und sie decken auch nicht die geheimen Logiken des Kapitalismus auf. Also warum lohnt eine Lektüre? Was können seine Arbeiten noch heute sagen?

Blumenbergs Denken bestand in Verkomplizierungen, in Umwegen, in Nachdenklichkeiten und in einer analytischen Poesie, die der Sprache selbst eine epistemische Kraft zubilligte. Und so ist es nicht verwunderlich, dass die vielfältigen Themen seiner Werke – von der Metaphorologie, über die Phänomenologie bis hin zur philosophischen Raumfahrt – immer wieder auf eines zurückkommen: den Menschen. Seine Werke sind philosophische Abenteuerromane, gerade weil man in ihnen das ganze Schauspiel, das ganze Drama und das ganze Dilemma menschlicher Existenz in einer Weise vor Augen geführt bekommt, die nicht nur fasziniert, sondern die auch er-

schüttern kann – und damit eine Bannkraft entfaltet, die die Komplexität seiner Argumentation anziehend, ja attraktiv macht. Dabei stellt sich vor allem ein Gefühl ein: Von Blumenberg kann man etwas lernen. Und was das ist, das findet sich wohl am besten unter dem Begriff der Lebenswelt beschrieben.

Blumenberg und die Lebenswelt

Blumenberg war nicht nur Sprachkünstler und Metaphorologe, er war vor allem von seinen frühesten Anfängen an Phänomenologe. Diese Prägung wird oft übersehen, womit leider auch unerkannt bleibt, dass Blumenbergs phänomenologische Schriften – die den größten Teil seiner umfangreichen Nachlasspublikationen ausmachen – einen wirklichen philosophischen Schatz bilden, der noch weitgehend ungehoben ist. Im Zentrum seiner Beschäftigung mit der Phänomenologie steht der Begriff der Lebenswelt. Eine Begriffsbildung von Edmund Husserl, die mehr fasziniert, als dass sie wirklich verstanden wird. Die Lebenswelt ist seiner Prägung nach ein „Universum der selbstverständlichsten Selbstverständlichkeiten“, sie bildet einen Erfahrungszusammenhang, in dem alles fraglos, also selbstverständlich gegeben ist. Blumenbergs Arbeiten kreisen um diesen Begriff, sie

sind Früchte einer jahrzehntelangen Exegese, die in dieser Form wohl einzigartig ist. Denn was Blumenberg darin erblickt, ist das analytische Potential eines Begriffs, der das ganze Dilemma menschlicher Existenz auf den Punkt zu bringen vermag. Menschen sind vor allem eins, sie sind Lebensweltbewohner. Das heißt, menschliche Existenz strebt danach, sich Welt- und Erfahrungszusammenhänge zu bilden, die verlässlich, also berechenbar und bekannt und damit fraglos gegeben sind. Der Mensch schafft sich durch sein Handeln eine Welt, über die er gerade nicht nachdenken muss, wie er dies z.B. an den Automatismen einer technisierten Lebenswelt verdeutlicht. Der Clou an Blumenbergs philosophischer Anthropologie ist aber gerade nun die Tatsache, dass dem Menschen dies eben nicht zu gelingen vermag. Denn Selbstverständlichkeiten sind fragil; die Frage nach der Lebenswelt zielt also auf einen Zustand, der bereits verlassen – ja zerstört – ist und dessen Restitution zwar im Gang befindlich, aber niemals vollständig sein kann. Und so kommt Blumenberg

zu einer wohl unübertroffenen Feststellung: „Wir denken, weil wir dabei gestört wurden, nicht zu denken“. Man muss diesen Satz wirken lassen, um seine Tragweite zu erkennen, denn was hier angesprochen wird, ist nichts Geringeres als der Kern des menschlichen Dilemmas. Das Denken zielt auf die Herstellung eines Zustandes des Nicht-mehr-denken-Müssens; das Denken-Müssen arbeitet immer schon an seiner eigenen Aufhebung – womit die gesamte Tätigkeit des menschlichen Welteinrichtens als eine zirkuläre und eben nicht als eine teleologische Prozessualität erscheint. Und ja, auch Theorien können Lebenswelten sein.

Die Problematik menschlicher Existenz erfahrbar machen

Blumenbergs Lebenswelttheorie ist noch komplizierter, noch sperriger und komplexer als seine zu Lebzeiten veröffentlichten Schriften. Aber eine Lektüre lohnt sich, denn was hier letztlich angesprochen wird, sind die Möglichkeiten menschlicher Existenz – von ihren Grenzen her gedacht. Denn was Blumenberg mit

Martin Repohl

hat in Jena und Leipzig Soziologie und Politikwissenschaft studiert. Er promoviert derzeit am Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt bei Prof. Dr. Hartmut Rosa und befasst sich im Rahmen seiner Forschung unter anderem mit dem Wirken von Hans Blumenberg.

diesem Begriff leisten möchte, ist gerade nicht die Beschreibung des Bezeichneten selbst, sondern Erfahrungen der Annäherungen, der Aneignung und des Verlustes von Zuständen, in denen die Existenz nicht mehr ihrer eigenen Selbstvergewisserung bedarf. Diese Überlegungen sind kompliziert und komplex, aber sie werden von einer Empathie getragen, die nicht der Hybris verfällt, eine Beschreibung des Menschen geben zu wollen – auch wenn Blumenberg seine Anthropologie so genannt hat – sondern die die Problematik menschlicher Existenz selbst erfahrbar machen möchte. Und so gehört auch diese Einsicht zur Theorie der Lebenswelt: Eine Lebenswelt muss keine lebenswerte Welt sein, womit auch hier eine Unterscheidung getroffen wird, deren Aktualität geradezu deprimieren kann. Aber Blumenbergs Werk ist nicht aktuell, auch wenn es die Diskussion gerade nahelegt, es ist zeitlos. Daher taugt es wenig für Dogmatiker und Schulbegründer, denn diese Werke entfalten nur dann ihre ganze analytische Poesie, wenn das Gelesene selbst weitergedacht, wenn es selbstgedacht, statt nur konsumiert wird. Wir alle sind Lebensweltbewohner, unsere Existenz ist prekär und un-abgeschlossen und so ist das Denken – auch mit Blumenbergs Werken – eine Bürde, es ist aber auch ein Wagnis, mit dem wir immer neu beginnen dürfen – und ja, müssen.

Kurz notiert

> Auszeichnung für Grundlagenforschung

Der Freistaat Thüringen zeichnet jedes Jahr exzellente Forschungsleistungen mit dem Thüringer Forschungspreis aus. In der Kategorie „Grundlagenforschung“ geht die Auszeichnung in diesem Jahr an die Soziologen Prof. Dr. Klaus Dörre (Universität Jena), Prof. Dr. Hartmut Rosa (Universität Jena und Universität Erfurt) sowie Prof. Dr. Stefan Lessenich (LMU München) für ihre Arbeit zu Postwachstumsgesellschaften.

Der mit 25.000 Euro dotierte Preis würdigt die Forschungsarbeiten der Kollegforschungsgruppe „Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung. Zur (De-)Stabilisierung moderner Wachstumsgesellschaften“. Die Soziologinnen und Soziologen haben darin die strukturellen Wachstumszwänge moderner Gesellschaften untersucht und die sozialen Mechanismen des „immer mehr und nie genug“ aufgedeckt. Die Forschungsgruppe ist zwischen 2011 und 2019 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert worden.

> Neues Netzwerk für Mikromobilität

Mikromobilität ist ein weltweiter Trend, um Individualverkehr, hohes Verkehrsaufkommen und Ressourceneffizienz zu vereinen: E-Bikes, Hoverboards oder Segways finden sowohl im urbanen Bereich als auch im ländlichen Raum immer mehr Anwendung. In Chemnitz entsteht nun der deutschlandweit erste Cluster für Mikromobilität, um allen Akteurinnen und Akteuren dieses wachsenden Marktes eine Plattform zu bieten. „Durch den Anstieg der mikromobilen Verkehrsteilnehmer ergeben sich neue wissenschaftliche Fragestellungen, denen künftig am Forschungsstandort Chemnitz im eigens dafür gegründeten Cluster Mikromobilität nachgegangen werden soll“, sagt Prof. Dr. Martin Dix, Inhaber der Professur Produktionssysteme und -prozesse an der TU Chemnitz sowie Institutsleiter des Fraunhofer-Instituts für Werkzeugmaschinen und Umformtechnik IWU. Neben ihm zählen Prof. Dr. Stephan Odenwald von der Professur Sportgerätetechnik der TU Chemnitz und Dr. Sebastian Ortmann, Leiter des Instituts Chemnitzer Maschinen- und Anlagenbau e.V., zu

den Initiatoren des Clusters. Der Cluster will ein breites Netzwerk von Expertinnen und Experten etablieren, Forschungsaktivitäten bündeln und Synergien für Akteurinnen und Akteure aus Deutschland schaffen.

> Konkurrenz zwischen Hochschulen

An der TU Ilmenau läuft seit Mai ein neues Forschungsprojekt, das verschiedenartige Konkurrenzsituationen untersucht, denen sich Hochschulen in Deutschland ausgesetzt sehen. Nicht nur Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler konkurrieren um Forschungsprojekte und -gelder, auch die Hochschulen stehen im Wettbewerb um Forschende sowie Studierende. Wie dieser dynamische Wettbewerb genau funktioniert und welchen Einfluss die verschiedenen Akteurinnen und Akteure dabei spielen, das erforscht nun drei Jahre lang die TU Ilmenau gemeinsam mit der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Dabei wird auch der Frage nachgegangen, welche Konsequenzen neu eingeführte Wettbewerbe auf die Hochschulen haben, etwa die Exzellenzinitiative des Bundes, in der nur die vermeintlich besten Hochschulen hohe Fördergelder erhalten. Das Forschungsprojekt ist Teil der neuen DFG-Forschergruppe „Multipler Wettbewerb im Hochschulsystem: Akteurskonstitution, Handlungskoordination und Folgewirkungen“, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) mit 520.000 Euro für drei Jahre gefördert wird.

> Wie kommt Neues in die Welt?

Der englische Begriff *serendipity* beschreibt „den glücklichen Zufall, durch den sich entdecken lässt, was gar nicht gesucht wurde“, heißt es in der Einleitung des Autorenduos Daniel Rettig und Miriam Meckel. Dass beide gemeinsam bei der „Wirtschaftswoche“ tätig sind, merkt man bisweilen auch der im Unterton ihres Buches transportierten Sicht-

weise an, die Erfindergeist immer auch als Unternehmertum sieht. Unabhängig davon aber ist dieses handliche Büchlein, das in jeder Jackentasche Platz findet, eine unheimlich kurzweilige und lehrreiche Lektüre. Man hat anschließend sogar das gute Gefühl, man habe etwas gelernt. Etwa, wie die globale Nachrichtenagentur Reuters ihre Anfänge mit Brieftauben in Aachen nahm. Ob Kaugummi oder Duty Free-Shops, Deodorant oder Kreditkarte – all diese „Innovationen“ finden sich hier so erläutert, dass es sich auch zwischen zwei Bahnhaltstellen schnell konsumieren lässt.

*Daniel Rettig, Miriam Meckel:
Serendipity – 77 zufällige Entdeckungen,
die Geschichte schrieben
Verlag Kein & Aber*

> Großforschungszentrum in der Lausitz geplant

Die TU Bergakademie Freiberg, die TU Dresden sowie die TU Chemnitz haben Ende April 2021 ein Konzept für ein Großforschungszentrum für Zukunftsenergien in der Lausitz im Wettbewerb „Wissen schafft Perspektiven für die Region!“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und des Freistaats Sachsen eingereicht. Mittelfristig wird eine jährliche institutionelle Förderung von bis zu 170 Millionen Euro angestrebt. Die Lausitz, die vom Strukturwandel durch den Kohleausstieg besonders betroffen ist, soll damit zur Impulsregion für nachhaltige Energietechnologien werden. Die drei Technischen Universitäten wollen ihre bereits bestehende Zusammenarbeit bündeln und festigen. Pfeiler des geplanten Großforschungszentrums sind Forschungsquartiere, die von der interdisziplinären Grundlagenforschung bis zur praxisnahen Anwendung die Entwicklung sowie den Transfer neuer Energietechnologien in die Industrie bewerkstelligen.

Zum Schluss

Wer steckt dahinter?

Unser Team verfügt über langjährige Erfahrung in der Redaktionsarbeit, in verschiedenen Themenbereichen, Marktsegmenten und Auflagengrößen. Darunter sind deutschlandweit erscheinende Fachzeitschriften und Messezeitungen ebenso wie innovative Studierendenmagazine und Startup-Medien sowie etablierte Printmagazine zur zeitgenössischen multimedialen Kultur. Texterstellung und Textredigat, Rechercheprozesse und Interviewführung und der Umgang mit diversen journalistischen Darstellungsformen sind unserem Team aus jahrelanger Praxiserfahrung vertraut. Nicht zuletzt nützlich für die Realisierung einer Zeitschrift für Mitteldeutschland ist das breitangelegte Netzwerk an Kontakten in Wissenschaft, Kultur und Journalismus, über die unsere Teammitglieder durch ihre regionale Verankerung in mitteldeutschen Städten verfügen.

Barbara Bushart über David Leuenberger

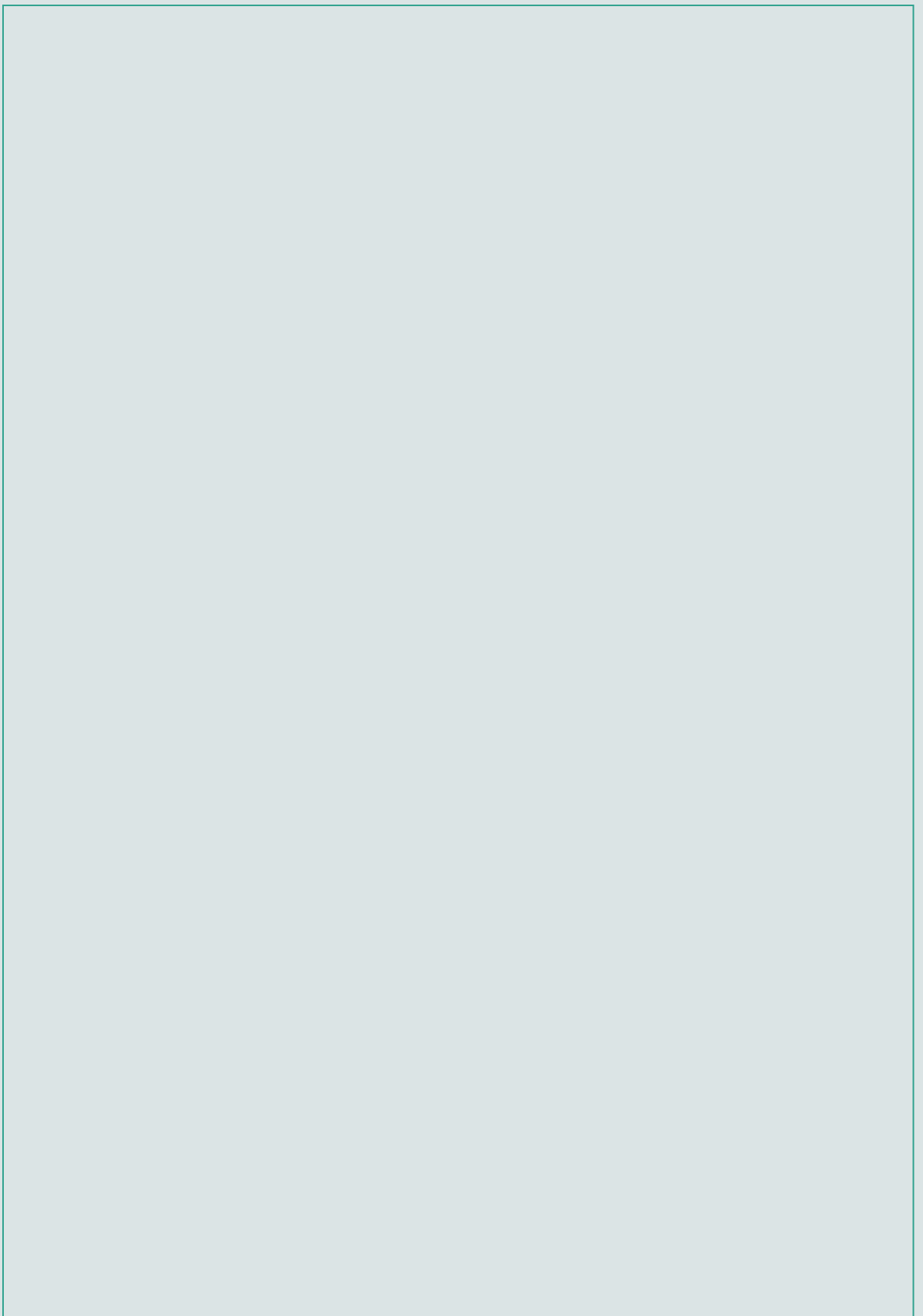
Nachdem man Davids Artikel gelesen hat, möchte man auf einmal sämtliche Films Noirs dieser Welt sehen oder sich zum Beispiel Ilja Ehrenburgs frühe Romane zu Gemüte führen. Der ausgewiesene Osteuropa-Experte mit einem Soft-Spot für Eierlikörkuchen weiß jedoch nicht nur selbst mitreißende Texte zu schreiben. Sein kritisches Redigieren verpasst jedem noch so sperrigen Artikel eine kulturelle Würze. Kurzum: David ist der Tausendsassa unserer Redaktion.

David Leuenberger über Frank Kaltofen

Der studierte Politikwissenschaftler und große Amerikanophile, der sämtliche US-Präsidenten aus dem Gedächtnis aufzählen kann, hat ein großes Herz für Hunde. In Sachen Redaktionsarbeit ist er ein furchtloser Anpacker: Ich habe schon viele Stunden über Texte sowie Themenideen mit ihm gebrütet, wo er mich nicht zuletzt mit seiner Vorliebe für die Nutzung des Gedankenstrichs ansteckte - es war und ist mir stets ein Vergnügen!

Frank Kaltofen über Barbara Bushart

Babs ist eine Person, die sich Themen mit Neugier und großer Leidenschaft widmet und für ihr Leben gern diskutiert. Gleichzeitig schafft sie es aber, in der oft von Stress geprägten Redaktionsarbeit ein menschlicher Ruhepol zu sein - und sei es nur, indem man in einer Raucherpause die allgegenwärtige Hektik etwas abklingen lässt. Wie gut, dass es sie aus dem Norden der Republik nach Mitteldeutschland verschlagen hat!



www.mitteldeutsches-magazin.de